

Miszellen

Krönung eines Forscherlebens

Der Registerband zu den Urkunden Abt Hermanns von Niederaltaich ist erschienen

Josef Klose, Die Urkunden Abt Hermanns von Niederaltaich (1242–1273) – Register, Quellen und Erörterungen zur Bayerischen Geschichte NF Bd XLIII/ Teil V, 159 Seiten, ISBN 978-3-406-10415-2, 39,00 Euro

Hermann ist der Abt des Klosters Niederaltaich, dessen Wirken am besten erforscht ist (geb. um 1200, gest. 1275, Abt von 1242–1273). Dies ist vor allem auch Josef Klose zu verdanken, der sich Zeit seines Lebens mit Niederaltaich im 13. Jahrhundert beschäftigt hat¹. Geboren 1931 in Breslau, studierte er an der LMU München Geschichte, Deutsch und



Englisch für das Höhere Lehramt. Schon als Student wählte er für Seminararbeiten Niederaltaicher Themen und auch seine Zulassungsarbeit beschäftigte sich mit diesem Kloster². Seine Dissertation bei Prof. Acht³ vermittelte eine erste Übersicht über die umfangreichen Wiener und Münchner Urbare des Abtes sowie die zahlreichen Originalurkunden dieses großen Benediktinerabtes des 13. Jahrhunderts, der nicht nur der geistige Leiter seiner Abtei war, sondern auch einer der fähigsten Verwalter und Vermehrer des Niederaltaicher Besitzes – der richtige Mann zur richtigen Zeit nach Jahrzehnten des klösterlichen Niedergangs. Sein Annalenwerk ist nicht nur eine Kompilation zahlreicher Quellen, sondern er hat es mit selbstständigen Nachrichten als „Reichsgeschichte des süddeutsch-österreichischen Raumes“, ab 1266 fast gleichzeitig mit den Ereignissen verfasst⁴. In seinem Rechenschaftsbericht über seine Regierungszeit (*De rebus suis gestis*) und über die Klostervögte hat er wichtige Informationen über die Geschichte des Klosters aufgezeichnet⁵. Auf ihn geht eines der ältesten bayerischen Register zurück, in das die auslaufenden Urkunden eingetragen wurden. Der durch ihn überlieferte *Breviarium Urolfi* vom Ende des 8. Jahrhunderts ist trotz seiner Kürze eine der wichtigsten Quellen zur Frühzeit Niederaltaichs. Als echter Hilfswissenschaftler und Historiker war Josef Klose überzeugt, dass nur eine kritische Ausgabe der Urbare und Urkunden der Geschichtswissenschaft eine verlässliche Basis

für die Interpretation der Klostergeschichte zur Verfügung stellen kann. Bisher waren diese Quellen nur zum Teil in zahlreichen Ausgaben vom 18. bis zum 20. Jahrhundert sehr unzureichend veröffentlicht worden, z. B. durch den Wiener Archivar und stellvertretende Direktor des Österreichischen Staatsarchivs Joseph Chmel, einem Augustiner-Chorherrn aus St. Florian im 19. Jahrhundert. Seine an verschiedenen Orten gedruckten Exzerpte werden bis heute zitiert, auch wenn sie keinem wissenschaftlichem Anspruch mehr genügen⁶. Deshalb übernahm Josef Klose auf Anregung von Prof. Acht seit 1970 die Aufgabe einer Gesamtedition. Dabei war er durch seine Tätigkeit an den Gymnasien in Nittenau und Regensburg, von 1988 bis zu seiner Pensionierung 1996 als Leiter des Regental-Gymnasiums in Nittenau, stark beansprucht. Ursprünglich sollten auch schon die Siegelurkunden von den Anfängen des Klosters bis zum Tode Abt Hermanns ediert werden, doch musste dieses Vorhaben wegen des Umfangs der Urbare noch zurückgestellt werden.

Zunächst musste Klose die Urbare und Urkunden sammeln und ordnen, ein schwieriges Unterfangen, da viele Urkunde sich auf Urbareinträge beziehen und viele Urbareinträge auf Urkunden hinweisen. Viele Urbareinträge waren doppelt und noch öfters eingetragene. Die vielen Informationen, die in den Urbaren enthalten sind, mussten natürlich durch ein Orts-, Personen- und Sachregister erschlossen werden. Erst 2003 konnten die Urbare als Band XLIII, Teil I und II, in den Quellen und Erörterungen zur bayerischen Geschichte erscheinen⁷. Dieses 1101 Seiten umfassende Werk hätte vielen Forschern, die sich wie Dr. Klose nur „nebenamtlich“, quasi als Hobby mit der Edition von mittelalterlichen Quellen beschäftigen, genügt. Nicht aber ihm. Schon ein Jahr nach dem Erscheinen der Urbare erhielt er auf Vorschlag des damaligen Vorsitzenden der Kommission für bayerische Landesgeschichte Prof. Dr. Alois Schmid einen weiteren Werkvertrag zur Bearbeitung der Urkunden. Noch einmal überarbeitete er die schon für die Edition der Urbare verwendeten Urkunden und ergänzte sie um einige neu aufgefundene. 2008 lieferte Dr. Klose sein neues Werk bei der Kommission ab. Die umfangreiche Einleitung fasste noch einmal alles zusammen, was bisher über die mittelalterlichen Niederaltaicher Urkunden bekannt war: die schriftliche Überlieferung des Klosters bis zu Abt Hermann, die Überlieferung und Beschreibung der Urkunden, die verschiedenen Handschriften, das Formular und der Rechtsinhalt, die Schreiber der Urkunden, die Siegel des Klosters. Der Überblick über die bisher erschienenen Drucke und Regesten aus der Zeit Abt Hermann zeigt, wie gut sich Dr. Klose mit der Geschichte von Niederaltaich auskennt. Er musste zahlreiche Werke durcharbeiten: die *Metropolis Salisburgensis* von Wiguleus Hund (Ingolstadt 1582) bzw. die durch Christoph Gewold erweiterten Ausgaben (München 1620, Regensburg 1719), die Bände 11 und 15 der *Monumenta Boica* (München 1771, 1787), Franz Xaver Oefeles *Rerum Boicarum Scriptores*, die Werke der Quellenforschung des 19. Jahrhunderts, die Regesten des Mettener Historikers und Abtes Benedikt Braunmüller (Verhand-

lungen des Historischen Vereins für Niederbayern, Bd. 17, 1872) oder die umfangreichen Studien von Sigmund Herzberg-Fränkell über die wirtschaftsgeschichtlichen Quellen des Stiftes Niederaltaich (Wien 1911).

Während Dr. Klose noch die Druckfahnen korrigierte, erhielt Johannes Molitor, der Schriftleiter der „Deggendorfer Geschichtsblätter“, von Dr. Aigner, dem Direktor des Diözesanarchivs St. Pölten, die Mitteilung, dass in seinem Archiv zwei kleine Pergamentzettel aufgetaucht waren, die vielleicht mit Niederaltaich zusammenhingen. Das war auch für Dr. Klose eine sensationelle Nachricht. Die beiden neuen Quellen stammten aus dem Pfarrarchiv Lengelfeld, das schon Jahre vorher in das Diözesanarchiv verbracht worden waren. Irgendeinmal waren sie als Rückenverstärkung von zwei Geheften mit Kirchenrechnungen der Niederaltaicher Pfarrei Spitz a. d. Donau verwendet worden. Niederaltaicher Abtsnamen (Dietmar, Poppo) und mit Niederaltaich zusammenhängende Ortsnamen (z. B. Thundorf, Schwarzach) sowie die Schriftzüge des 12./13. Jahrhunderts bewiesen wenigstens in Ansätzen, dass Abt Hermann auf klösterliche Traditionsnotizen zurückgreifen konnte. Dr. Klose hatte immer schon vermutet, dass in Niederaltaich mit seinem umfangreichen Grundbesitz ein Traditionsbuch oder wenigstens Notizen vorhanden gewesen sein mussten⁸. Also musste die Einleitung noch einmal überarbeitet werden, auch wenn es Dr. Klose sicher lieber gewesen wäre, wenn er seine neue Erkenntnis schon in seiner Edition der Urbare hätte verwenden können.

2010 konnte das Urkundenbuch als Band XLII, Teil IV der Quellen und Erörterungen dann erscheinen, sieben Jahre nach den Urbaren, auch durch die umfangreichen diplomatischen und historischen Anmerkungen ein wertvoller Beitrag zur Niederaltaicher Geschichte. Die 678-seitige Edition war ohne ein Register jedoch nur schwer zu benützen, auch wenn sie schon ohne dieses für den Kenner der Niederaltaicher Geschichte ein „Leckerbissen“ war. Jeder Benützer der Edition der Traditionen von Oberaltaich durch Cornelia Mohr (München 1979) weiß, dass das fehlende Register seit Jahrzehnten ein Desiderat ist. Also beschloss Dr. Klose, auch das Register für das Niederaltaicher Urkundenbuch noch zu erstellen. Nach relativ kurzer Zeit hatte er diese Arbeit erledigt und konnte das Manuskript zur Korrektur und zum Druck einreichen. Dass es trotzdem bis 2015 gedauert hat, bis dieses wichtige Mittel zur bequemen Nutzung der Urkunden als Band XLII, Teil V der Quellen und Erörterungen erschien, ist fast nicht nachzuvollziehen. Aber es liegt nun als krönendes Werk eines ausgefüllten und erfolgreichen Forscherlebens vor. Auf 159 Seiten sind die Urkunden durch ein mustergültiges Orts-, Personen-, Wort- und Sachverzeichnis erschlossen, von *Absberg* in Niederösterreich bis *Zwiesel*, von *Rudolf Akerse*, dem Zeugen der Übertragung eines Klosterwaldes in Feldkirchen (Lkr. Straubing-Bogen) bis *Ulrich von Zwiesel*, von *abbas* bis *zolner*.

Urkundenbuch und Register sollte zur unabhk6mmlichen Arbeitsgrundlage jedes Heimatforschers aus den vielen ehemaligen Niederaltaicher Besitzungen geh6ren, so wie er auch die Edition der Urbare benutzen muss, wenn er eine fundierte Geschichte seines Ortes schreiben will. Wenigstens f6r das 13. Jahr-

hundert sind nun gesicherte Angaben möglich. Man sollte sich nicht abschrecken lassen, dass alle Urkunden lateinisch geschrieben sind, wird sich doch immer jemand finden, der eine Übersetzung liefern kann. Auch der Preis des Registerbandes ist für ein solches wissenschaftliches Werk angemessen: ein nicht einmal sehr aufwendiges Abendessen zu Zweit kostet erheblich mehr – und dieses Buch ist viel „nachhaltiger“ als eine bald verdaute Mahlzeit!

Neben den genannten umfangreichen Editionen veröffentlichte Dr. Klose auch noch kleinere Beiträge zur Niederaltaicher Geschichte, so zum Klosterbesitz im Donaugau, zum Niederaltaicher Hof in Regensburg, zum Formular der Klosterurkunden oder über die Beziehungen des Klosters zum mittleren Regen- und Schwarzachtal⁹. Auch seine Studien zu St. Wolfgang und die Einführung der Gorzer Reform in Bayern betreffen Niederaltaicher Geschichte¹⁰.

Wie umfangreich die Interessen und wie groß die Schaffenskraft von Dr. Klose sind, beweisen auch seine zahlreichen Forschungen zu Nittenau¹¹, zum Kloster Reichenbach¹² oder anderen Orten in der Oberpfalz¹³.

Wer die vier Klose'schen Editionsbinden zu Niederaltaich mit ihren insgesamt 1849 Seiten vor sich liegen hat, dem wird auffallen, dass Teil III von Band XLIII fehlt. Dies ist kein Versehen der Herausgeber. Die vorliegende Urkundenedition beginnt mit der Nr. 115 vom 27. Oktober bzw. 9. November 1242, also vom Tod des Vorgängers von Abt Hermann, Dietmar III., seiner Wahl durch den Konvent und seine Weihe durch Bischof Rudiger von Passau. Die Urkunden 1–114 waren nicht Bestandteil der Edition von Klose. Alle frühen Niederaltaicher Königs- und Kaiserurkunden sind allerdings in den entsprechenden Bänden der *Monumenta Germaniae Historica* und auch teilweise in den *Monumenta Boica*, Band 11, wenn auch hier nicht immer verlässlich, veröffentlicht. Dann klafft eine Lücke von fast einem Jahrhundert. Die Urkunden von 1002 bis 1079 sind ebenfalls in den genannten älteren Editionen abgedruckt. Dann fehlt für 60 Jahre die urkundliche Überlieferung. Die restlichen Urkunden bis 1242 finden sich in den Diplomata-Bänden der *MGH*, den *Monumenta Boica*, den Papstregesten und regionalen österreichischen Urkundenbüchern. Allerdings sind immer noch 28 der 114 Urkunden ungedruckt, von ihnen liegen nur 17 als Regest vor, elf sind nie ediert worden. So ist Dr. Klose zuzustimmen, wenn er betont, dass eine Neuedition dieser Urkunden sehr vonnöten ist. Er wird diese Arbeit leider nicht mehr übernehmen. Aber vielleicht kann in den „Degendorfer Geschichtsblättern“ in einigen Jahren die Schließung dieser Forschungslücke durch den Teil III des Bandes XLIII der Quellen und Erörterungen angezeigt werden.

Dr. Klose hat unsere Kenntnis der Niederaltaicher Geschichte umfassend erweitert. Es wäre zu wünschen, wenn andere wichtigen Epochen der Niederaltaicher Klostergeschichte ähnlich ausgiebig bearbeitet würden wie das 13. Jahrhundert.

Ad multos annos!

ANMERKUNGEN

- ¹ Für diesen Beitrag wurden hauptsächlich die Vorworte der verschiedenen Editionen von Josef Klose verwendet.
- ² Das Reichsstift Niederaltaich und die Einführung der Klosterreform in Bayern im 10./11. Jahrhundert, maschinenschriftliche Zulassungsarbeit, Regensburg 1959.
- ³ Das Urkundenwesen Abt Hermanns von Niederalteich (1242–1273). Seine Kanzlei und Schreibschule, (Münchener historische Studien. Abt. Geschichtliche Hilfswissenschaften, Bd. 4), Kallmünz 1967.
- ⁴ Repertorium „Geschichtsquellen des deutschen Mittelalters“, Bayerische Akademie der Wissenschaften.
- ⁵ Eiditon von Ph. Jaffé, MGH SS 17, Hannover 1861, 381–426.
- ⁶ Archiv für Kunde österreichischer Geschichtsquellen, Bd. I, Wien 1848; *Fontes Rerum Austriacarum*, Wien 1849; Sitzungsberichte der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften, Wien 1853, 1954; Notizenblatt, Beilage zum Archiv für Kunde österreichischer Geschichtsquellen, Wien 1854, 1855, 1856. Genaue Angaben bei Klose, Literaturverzeichnis der Urbare.
- ⁷ J. Klose, Die Urbare Abt Hermanns von Niederaltaich, in: *Deggendorfer Geschichtsblätter* 25, 2004, 283–296; Die Urbare Abt Hermanns von Niederalteich, eine neue Quelle zur Wirtschaftsgeschichte Bayerns im Mittelalter, in: *Zeitschrift für bayerische Landesgeschichte* 67, Heft 2, 2004, 283–296; vgl. auch die Besprechung durch den Rezensenten in den *Deggendorfer Geschichtsblättern* 25, 2004, 265–271 und den Bericht über die Buchvorstellung in *Niederalteich* von M. Berglehner, in: *Niederalteicher Nachrichten*. Mitteilungsblatt der Gemeinde Niederalteich, Nr. 2, 2004, 22.
- ⁸ Dazu auch: Roman Deutinger, *Aus dem verlorenen Traditionsbuch des Klosters Niederaltaich*, in: *Studien und Mitteilungen zur Geschichte des Benediktinerordens und seiner Zweige* 124, 2013, 207–218.
- ⁹ Die Beziehungen des Klosters Niederaltaich zum mittleren Regen- und Schwarzachtalgebiet im 13. Jahrhundert, in: *Der Regenkreis* 1965, 105–108, 148–161 (auch in: *Verhandlungen des Historischen Vereins für Oberpfalz und Regensburg* 121, 1981, 389–404); *DE PREDIIS IN TVNAUGEV*. Straubing und Umgebung in Niederalteicher Quellen bis zur Resignation Abt Hermanns (1273), in: *1100 Jahre Straubing, 897–1997*. Vortragsreihe, Historischer Verein für Straubing und Umgebung, hg. v. A. Huber u. J. Prammer, Straubing 1998, 57–82; *Das Formular (Protokoll und Eschatokoll) der Niederalteicher Urkunden und Urkundennotizen Abt Hermanns (1242–1273)*, in: *Auxilia historica*. FS f. Peter Acht z. 90. Geburtstag, Schriftenreihe z. bayerischen Landesgeschichte 132, hg. v. W. Koch u. a., München 2001, 181–212; *Der Niederaltaicher Hof in Regensburg*, in: *Beiträge zur Geschichte des Bistums Regensburg* 39, 2005, 327–337.
- ¹⁰ St. Wolfgang als Mönch und die Einführung der Gorzer Reform in Bayern (Regensburg und Böhmen). Festschrift zur Tausendjahrfeier des Regierungsantritts Bischof Wolfgangs von Regensburg und der Errichtung des Bistums Prag, hg. v. G. Schwaiger u. J. Staber, in: *Beiträge zur Geschichte des Bistums Regensburg* 6, Regensburg 1972, 61–88
- ¹¹ Das Nittenauer Marktrecht, Edition und Transcription, in: *Der Regenkreis*, Heft 2, 1967, 30–36, Heft 3–4, 1967, 42–63, Heft 5–6, 1967, 113–126; *800 Jahre Nittenauer Geschichte in Urkunden*. Regesten der Urkunden von 1007 bis 1807, in: *Der Regenkreis*, 1–2, 1968, 7–10 und 63–66; *Nittenau in alten Urkunden*, Diplomatischer Abriß der Geschichte des Marktes Nittenau, in: *Der Regenkreis*, 1–2, 1969, 9–18; *800 Jahre Nittenau (1007–1807)*, in: *Stadt Nittenau im Naturschutzgebiet Vorderer Bayerischer Wald*, München 1972, 45–70; ebd.: *Das Umland von Nittenau*. Abriß der Geschichte der umliegenden Klöster, Adelsitze und Hofmarke, 71–88; *Der „Glockenkrieg“ zu Nittenau im Jahre 1823*, in: *Die Oberpfalz*, 2, 1988, 55–61; *Der alte Markt Nittenau (1007–1807) und das Untergeicht Nittenau und die adelige Grundherrschaften im Bereich der heutigen Stadtgemeinde*, in: *Nittenau*, ein Heimatbuch, Regensburg 1995, 14–26, 27–36.
- ¹² Die kirchlichen und dynastischen Hintergründe der Stiftung des Klosters Reichenbach, in: *Der Regenkreis*, 4/1966, 94–98; *Reichenbach am Regen – ein mittelalterliches Reform- und Dynastenkloster*, in: *Verhandlungen des Historischen Vereins für Oberpfalz und Regensburg*, 109,

1969, 7–26; Begabtenförderung im 16. Jahrhundert und ein Schülerinternat im Regental, in: Der Regenkreis, 5–6, 1967, 156f.; Wissenschaft und Schule im Kloster Reichenbach im Mittelalter und in der beginnenden Neuzeit, FS zum Schuljubiläum des Regental-Gymnasiums Nittenau, Nittenau 1989, 98–120; Klöster in der Oberpfalz – Das Benediktinerkloster Reichenbach am Regen, FS des Bayer. Philologenverbandes, Bezirk Oberpfalz, Regensburg 1997, 51–60; zwei Beiträge in: 875 Jahre Kloster Reichenbach am Regen 1118–1993, München 1993; Kunstführer von Reichenbach, Schnell & Steiner, Nr. 60, 6. Auflage 2002.

- ¹³ Literatur über das mittlere Regen- und Schwarzachtalgebiet, in: Der Regenkreis, 3–4, 1970, 100; 1000 Jahre Regensauf. Abriss der Geschichte des alten Marktes, in: Der Regenkreis, 3–4, 1970, 50–56; Eine private Chronik aus Tiefenbach (Lk Waldmünchen), in: Der Regenkreis 1–2, 1971, Das Gymnasium und Lyzeum St. Paul zu Regensburg. FS zum Schuljubiläum 1988 des Albertus-Magnus-Gymnasiums Regensburg, Regensburg 1988, 221–243; Tuto, Bischof von Regensburg und Abt von St. Emmeram (894–930), in: Beiträge zur Geschichte des Bistums Regensburg 23/24, 1989/1990, 81–92; 991 oder 996? Zur ersten Erwähnung von Stefling, in: Verhandlungen des Historischen Vereins für Regensburg und Oberpfalz, 130, 1990, 211–215; Die dem Kollegiatstift Unserer Lieben Frau zur alten Kapelle in Regensburg ehemals inkorporierten Pfarreien, in: Beiträge zur Geschichte des Bistums Regensburg 34, 2000, 125–145; Mainsbauern. Zur Geschichte eines oberpfälzischen Dorfes, in: FFW Mainsbauern zum 100-jährigen Gründungsfest, 101–105 (auch in: Die Oberpfalz 9–10, 1994); Handbuch der historischen Stätten, Bayern I, Altbayern und Schwaben, Bd. 324, Stuttgart 2006 (Beiträge über Hof am Regen, Nittenau, Stefling, Stockenfels).

Johannes Molitor

Christian Freundorfer, Das Augustinerchorherrenstift St. Nikola vor Passau. Seine Entwicklung von den Anfängen bis zur Barockzeit unter besonderer Berücksichtigung der Amtszeit von Propst Joseph Anton Griesmüller (1712–1741), Veröffentlichungen des Instituts für Kulturräumforschung Ostbairns und der Nachbarregionen der Universität Passau, Band 69, Passau 2014, 614 Seiten, ISBN 978-3-86328-126-7, 39,90 Euro

Vom Chorherrenstift St. Nikola hat sich eines der umfangreichsten Klosterarchive erhalten, blieb das Stift doch von den verheerenden Passauer Stadtbränden des 17. Jahrhunderts verschont. Allein 150 Nummern Klosterliteralien, 30 Faszikel Literalien und über 2000 Urkunden gibt es im Bayerischen Hauptstaatsarchiv München, große Bestände auch in Landshut und anderen Archiven. Trotzdem fehlte bisher eine wissenschaftlich fundierte umfassende Geschichte des Stiftes. Das „Hauptvisier“ der Passauer Geschichtsschreibung lag hauptsächlich auf der Stadtgeschichte; auch gab es seit 1803 keine Augustiner-Chorherren mehr in Bayern, bis sie in Paring 1974 wieder ein Kloster gründeten. Nur Teilaspekte der Geschichte wurden bisher behandelt, wobei hier vor allem die Arbeiten der Passauer Historiker Boshof und Landersdorfer zu nennen sind. Die Kunstgeschichte fand in L. Drost einen Bearbeiter¹. 2014 wurde im Klinger-Verlag, der sich um die regionale und wissenschaftliche Literatur sehr verdient macht, Christian Freundorfers umfangreicher Überblick zu St. Nikola von den Anfängen bis zur Barockzeit veröffentlicht. 181 Seiten umfasst das 1. Kapitel, das bis zum Jahr 1712 reicht. Das 2. Kapitel über die seelsorgerlich-caritativen Aufgaben und die rechtlich-wirtschaftliche Stellung

des Stiftes mit 132 Seiten schließt sich an. Auf 78 Seiten wird die Sedenzzeit von Propst Griesmüller, 1712–1742, behandelt. Damit wäre das im Buchtitel genannte Forschungsziel erreicht, doch gibt der Autor dankenswerterweise auch noch einen 48seitigen Überblick über die Geschichte bis 1803. Der Autor arbeitet sehr quellennah – der Text ist mit 4562 Anmerkungen versehen, wobei selbst eine Geldangabe als Zitat mit einer Fußnote gekennzeichnet wird: „1289 Gulden und 34 Kreuzer“ (S. 241). Die vielen lateinischen Zitate wenden sich an den Fachhistoriker, sollten aber auch für einen an der Stadt- oder Regionalgeschichte interessierten Leser, der des Lateins nicht mächtig ist, mit einer deutschen Übersetzung versehen werden. Dies gilt auch für die S. 607–609 abgedruckte Totenrolle von Propst Griesmüller.

Zwar schreibt der Autor, dass sein Schwerpunkt eigentlich auf Bayern liege, doch geht er noch auf die Pfarreien des Stiftes im heutigen Ober- und Niederösterreich ein (S. 173–194) und behandelt kurz den stiftischen Grundbesitz in Österreich (241–243). Öfters weist er darauf hin, dass noch weitere Forschungen zu St. Nikola nötig wären, z. B. über die Kanonissen-Niederlassung.

St. Nikola ist eng mit der Augustiner-Chorherren-Kanonikerreform des 11. und 12. Jahrhunderts verbunden. Bischof Altmann war es zunächst nicht gelungen, bei seinem Domkapitel eine *vita communis* einzuführen, wie es die Kirchenreform eigentlich verlangte: in seiner Gründung St. Nikola konnte er die Reform Papst Gregors VII. als „Musteranstalt für den Passauer Klerus“ umsetzen (21, das Zitat von Boshof). Obwohl er und die Kanoniker später aus seinem Bistum vertrieben wurden, konnte das Stift vor 1111 wieder errichtet werden (48–52). Nach verschiedenen Vogteiherrn (Vornbacher, Ortenburger) stand das Stift seit 1262 unter der Landeshoheit der Wittelsbacher.

Nach diesen grundlegenden Feststellungen beschreibt Freundorfer die Geschichte vom 12. bis zum 15. Jahrhundert, geht auf die Bibliothek ein, die Besitzbestätigungen, auf den Sel. Hartmann von Brixen (*Ein Chorherr von St. Nikola macht Karriere*, 61f.), das Erdbeben von 1348, die Raudnitzer Reform, die Visitationen von 1451 (Nikolaus von Kues) und 1466, die Blüte und den Niedergang im 15. Jahrhundert. Für diese Zeit erwähnt Freundorfer auch die Gebetsverbrüderungen unter dem großen Marienverehrer Propst Straubinger, z. B. mit Gotteszell. Damals hatte dieses Kloster noch das für die Zisterzienser übliche Marienpatrozinium, das man später in eines der Hl. Anna veränderte. Die Gebetsverbrüderungen“, die unter Propst Kalauner geschlossen oder erneuert wurden, hätte man gerne in einer Liste im Anhang nachgelesen (75).

Das Zeitalter der Glaubensspaltung hinterließ im Stift die gleichen Spuren wie bei anderen Klöstern: Propst Guner und weitere Chorherren traten zum Luthertum über und verließen das Stift. 1552 verfasste Caspar Bruschi, der viel schreibende, viel reisende und immer nach Mäzenen Ausschau haltende Humanist, im Zuge der Quellenforschung für seine geplanten großen Bistums- und Klostersgeschichten² eine, allerdings im Einzelnen fehlerhafte Propstreihe. Wie so viele Menschen seiner Zeit schwankte auch Bruschi zwischen der alten

und neuen Lehre. Er hatte ein gutes Verhältnis zu Bischof Wolfgang von Salm (1541–1555), weilte mehrmals in Passau, 1554/55 sogar für einige Monate, besuchte daneben Osterhofen, Niederaltaich, Metten, worüber er auch berichtete. Er war jedoch kein „katholischer Pfarrer“, wie der Autor S. 82 schreibt, sondern wurde Mitte 1555 evangelisch-lutherischer Pfarrer in Pettendorf/Oberpfalz³.

Die „große bayerische Visitation von 1558“ findet St. Nikola in religiöser und wirtschaftlicher Hinsicht in keiner schlechten Lage, auch wenn einige „verdächtige“ Bücher gefunden wurden. Und auch Propst Wendl hatte wie viele andere „eine gewisse Neigung zum Luthertum“ (84)⁴.

Für die weitere Geschichte sind die Kapitel nach den Pröpsten gegliedert: insgesamt 12 standen St. Nikola bis 1712 vor. Die Visitationen in der Zeit der Gegenreformation zeigen eine Konsolidierung (89), doch mehren sich interne Streitigkeiten und der Niedergang der Klosterdisziplin gegen Ende des 16. Jahrhunderts (90–94). Dass 1599 Propst Anzengruber auf der Burg Neurandsberg bei Rattenberg (also im Bistum Regensburg!) inhaftiert wird, drei mögliche Nachfolger ungeeignet sind und letztlich ein auswärtiger Kandidat aus Suben postuliert werden muss, zeigt den desolaten Zustand des Stiftes deutlich.

Die Regierungszeit von Propst Michael Irmel bis 1712 war überschattet vom Spanischen Erbfolgekrieg und internen Auseinandersetzungen, wobei einige Chorherren sogar *ad carceres claustrales condemnirt* [zu Klosterhaft verurteilt] *und verschaffet* wurden (111).

Die innere Geschichte des Stiftes wird hier unterbrochen durch das 2. Kapitel über die Klosterpfarre sowie die fünf inkorporierten Pfarreien in Bayern (Alburg, bei Straubing, Aidenbach, Hartkirchen am Inn, Mittich, Pocking), die fünf oberösterreichischen (Alkoven, Grieskirchen, Pollham, Wimsbach, Roitham) und Neukirchen am Ostrong im südlichen Waldviertel mit zahlreichen Filialkirchen, z.B. der malerisch gelegenen Schlosskapelle Tollet bei Grieskirchen. Auch die Wallfahrt Maria Anger in der Pfarrei Enns gehörte zur Grundausrüstung des Stiftes (195f.) Diese Pfarreien werden ausführlich behandelt, auch die Ausstattung der Kirchen und ihr Inventar bis zu den Votivtafeln (115–196).

Bei der Diskussion, ob St. Nikola Stifts- und Pfarrkirche war oder nicht, widerlegt der Autor die Behauptung, die Friedhofs-Kapelle St. Jakob nordwestlich von St. Nikola in Donaunähe sei Pfarrkirche gewesen, wie es von der Forschung aus Michael Wenings Beschreibung von Bayern (Band 3, Rentamt Landshut, München 1723, f. 85f.) übernommen und weiter tradiert wurde (119, Anm. 806). Die Stiftskirche St. Nikola war zugleich auch Pfarrkirche.

Allerdings war auch Freundorfer die Bedeutung der Texte in dem monumentalen Werk des *Hofkupferstechers* Michael Wening (1645–1718) nicht bewusst, kennt man doch meist nur die jeweiligen Kupferstiche im Original oder die Nachdrucke von den im heutigen „Bayerischen Landesamt für Digi-

talisierung, Breitband und Vermessung“ erhaltenen Druckplatten und weiß nicht, welche herausragende Quelle die Texte im Grunde sind⁵. Sie sind nicht Ergebnis von Wenings „Recherchen“ zu seiner *Descriptio Bavariae* (so Freundorfer S. 119), der lediglich für die Abbildungen zuständig war. 1701 weilte er in Südostbayern, um entweder die jeweiligen Orte zu skizzieren oder eventuell vorhandene Pläne und Ansichten zu übernehmen. Für den Text war die bayerische Landschaft verantwortlich⁶. Dazu druckte man 1698 eine Liste mit 15 Inhaltspunkten, die an alle Landgerichte, Städte, Märkte, Adelssitze und Klöster zur Beantwortung versandt wurden. Man wollte so für die *Landesbeschreibung* eine direkte Information erhalten, u. a. über die Herkunft des Ortsnamens, die Stifter, die Inhaber, die geographische Lage, den Zustand der Gebäude, über die Wirtschaft, Unglücksfälle, Schutzpatrone, Grabstätten, Reliquien, Heilbrunnen oder berühmte Bewohner. Dies macht den Text zu einer einzigartigen, unmittelbaren Momentaufnahme und zeigt das Selbstverständnis des Inhabers eines Schlosses oder des Abtes eines Klosters und auch, was man damals über sich selbst wusste. Die Beantwortung der 15 Punkte zog sich bei manchen Adressaten oft in die Länge oder die Antwort wurde in München verschlampt und musste dann Jahre später vor der Drucklegung des Werkes noch einmal angefordert werden. Die meisten eingesandten Texte haben sich erhalten. In München wurde der Text dann redigiert, geglättet, gekürzt oder verändert, mehrere Antworten wurden manchmal zusammengezogen⁷. Ein Vergleich der Originalvorlage mit der Druckfassung muss bei jedem Ort untersucht werden⁸. Der gedruckte Text richtet sich übrigens meist nach der Reihenfolge der 15 Punkte.

Der originale Text aus St. Nikola mit den vorgenommenen Änderungen im Gegensatz zur Druckfassung gibt allerdings keine völlig überzeugende Hinweise für die Lösung der Frage nach der Pfarrkirche⁹. Er ist leider nicht datiert, der Verfasser ist nicht bekannt und er gibt auch keine genauen historischen oder kunstgeschichtlichen Auskünfte, sondern bleibt sehr vage. Sicher entstand er im Stift. Im Schreiben für München wurden die 15 Fragepunkte vom 15. April 1698 noch einmal genau abgeschrieben und die Antwort daneben vermerkt.

Beim Punkt 6 über den Bauzustand heißt es in der korrigierten Fassung, dass das Gotteshaus alt, aber *zierlich* ist, das Kloster hat man *vor wenig Jahren aus höchster Nothwendigkeit* in einen neuen Stand gebracht. Der Ausdruck *zierlich* könnte ein Hinweis auf die Barockisierung der Kirche nach 1715 sein, das *vor wenig Jahren* könnte sich aber auch auf die Baumaßnahmen zwischen 1680 und 1690 beziehen, wie sie L. Drost dokumentiert hat, und nicht auf Baumaßnahmen nach 1715¹⁰. Möglich ist beides. In der Druckfassung fehlt übrigens dieser Punkt 6.

Punkt 9 fragt nach Brandunglücken oder Verwüstungen durch den Feind und wann die Schäden wieder behoben wurden. Die Antwort lautet, dass *das grobe Wetter ... deß schwedischen Kriegs in hiesigen Strich sich empfindlich außgegossen*, das Stift jedoch *nit gar verwüestet* wurde; trotzdem wurde es *altershalb wieder erpaut*. Auch hier hätten wir uns eine ausführlichere und

genauere Beschreibung gewünscht. Der erste Satz wurde auch gedruckt, die zweite Bemerkung jedoch ausgelassen. Im Zusammenhang mit dem 30jährigen Krieg müsste man eher auch wieder an die Baumaßnahmen zwischen 1680 und 1690 denken.

Bei der Frage nach den Patronen der Kirche in Punkt 10 heißt es: *die Stüffts: oder Closter khürchen ... rühmete sich des Schutzes S. Nicolae, wie auch S. Andreae und S. Pantaleonis*, was jedoch nicht gedruckt wurde. Nur der, wie erwähnt, von der früheren Forschung übernommene Satz über die Pfarrkirche St. Jakob wurde gedruckt (im Originaltext: *Die Pfarrkirch S. Jacobi, andere 3. neben kirchen ... der allerheiligsten Dreyfaltigkeit ... S. Mariae Magdalенаe und S. Elisabethae*, verändert in: *Die Pfarr-Kirch steht under dem Schutz des H. Jacobi / andere drey Neben-Kirchen der allerheiligsten Dreyfaltigkeit / St. Mariae Magdalенаe / und St. Elisabetha*).

Wie erwähnt, war Wening Anfang des 18. Jahrhunderts in unserer Region, sicher auch in St. Nikola, als Propst Michael Imler (1690–1712) regierte. Auf dem Kupferstich ist nämlich dessen persönliches Wappen neben dem des Stiftes abgebildet¹¹.

Trotz der oben gemachten Einschränkungen möchte ich den Text der Wening-schen Landesbeschreibung nach der derzeitigen Quellenlage doch der Zeit nach 1712 zuordnen. Nach Freundorfer wurden ja erst unter Propst Griesmüller in der Kirche St. Jakob mindestens in den Jahren 1715/17 die „pfarrlichen“ Funktionen an Sonn- und Feiertagen ausgeübt, während die Stifts- und Pfarrkirche St. Nikola renoviert wurde. Warum man vor der Drucklegung des Bandes über das Rentamt Landshut die Aussage über St. Jakob als Pfarrkirche nicht korrigierte, ist unbekannt. Man hat dies vielleicht einfach vergessen.

Dass der Kupferstich früher entstand und der Text erst später eingereicht wurde, ist für die Topographie von Wening keine Ausnahme. So hatte das Kloster Niederaltaich schon 1698 eine Beschreibung eingesandt, die sich nicht erhalten hat. Und von dieser ersten Fassung wusste man später nichts mehr. Denn noch im Juli 1723 entschuldigte sich Abt Joscio Hamberger, dass er unter den *säumbigen* sei, die ihre Beschreibung noch nicht an die Landschaft geschickt hatten. Sie war erst am 6. Juli 1724 endgültig fertig – der Band über das Rentamt Straubing erschien dann zwei Jahre später.

Nach diesem Exkurs wieder zurück zu Freundorfers Dissertation.

Caritative Einrichtungen wie Spitäler oder Leprosenhäuser sind als Werke der christlichen Barmherzigkeit nicht nur durch den Auftrag des 25. Kapitels des Matthäusevangeliums oder die Regel des hl. Benedikt wichtige Aufgaben eines Klosters, Pilger, Fremde, Bettler, Arme und Kranke aufzunehmen. Vor allem seit dem 13. Jahrhundert gehörten sie, wie der Verfasser richtig sagt, „quasi zum Prestigeobjekt einer jeden geistlichen Gemeinschaft“ (199). St. Nikola unterhielt das Spital St. Maria und das Siechenhaus St. Laurentius und St. Elisabeth, deren Geschichte ausführlich dargelegt wird. Einen guten Vergleich mit ähnlichen, auch städtischen Institutionen ermöglichen die verschiedenen

Satzungen über den Alltag in einem Siechenhaus, in die sich in späteren Zeiten auch „arme und ehrbare Menschen“ als Pfründner einkauften (211–222).

Die Lage von St. Nikola auf bayerischem Gebiet vor dem fürstbischöflichen Hochstift führte immer wieder zu Streitigkeiten. Immerhin ging es um ein wirtschaftlich bedeutendes Gebiet. St. Nikola war ein „Hauptscharnier im bayerischen Salzgroßhandel“ (228). Nur eine kurze Zeit umging Bayern Passau mit den „Goldenen Steigen“ durch eigene Transportwege über Vilshofen nach Böhmen. 1608 arbeitete man wieder mit Passau zusammen und fuhr mit dem Salzhandel beträchtliche Gewinne ein, von denen auch St. Nikola profitierte.

Auch über die Hofmarksgrenzen kam es immer wieder zum Streit, obwohl die Hofmark von St. Nikola sich lediglich „in longitudine“ und „in latitudine auf eine halbe stund weit“ erstreckte¹². Sehr groß war die Hofmark also nicht: 55 Menschen standen hier in Lohn, die wie üblich mit Geld und Naturalien bezahlt wurden. Nach 1803 verloren sie ihren sicheren Unterhalt. Es wäre zu untersuchen, ob sie von der Stadt Passau sozial „aufgefangen“ wurden oder, wie bei Klöstern auf dem Land, für lange Zeit in große Not gerieten¹³. Wie alle Hofmarken der Prälatenklöster bis 1803 war auch St. Nikola „ein kleiner Staat, in dem ... alle auf einander angewiesen waren. Das Stift auf die Abgaben und die Arbeit der Bewohner und die wiederum auf das Stift, das sie vor totaler Armut bewahrte und ihnen in vielfältiger Weise Unterstützung in Krankheit, Alter und Tod bot“ (234).

In Bayern besaß das Stift Streubesitz in verschiedenen Landgerichten; insgesamt werden 1739 nur 344 Untertanen gezählt und verschiedene Einkünfte und Erträgnisse auf zehn Jahre berechnet in Höhe von etwa 115 000 Gulden (240)¹⁴. St. Nikola war kein reiches Kloster: nach einer Statistik von J. von Hazzi belegte es Platz 51 von 59 (296). Die hier genannten 41 1/12 Höfe beziehen sich sicher nicht auf den Gesamtbesitz des Stiftes. Der österreichische Grundbesitz wurde durch die Abtretung des Innviertels 1770 an Österreich stark verringert, das Stift verlor 163 Untertanen ohne jede Entschädigung. Dennoch blieb im Land ob der Enns, im Hausruckviertel und im Land unter der Enns noch ein großes Vermögen. In Mautern verwaltete ein Chorherr den Nikolaihof, bei Weinliebhabern auch heute noch eine bekannte Adresse. Weitere drei „Freihöfe“ gab es in Horn, Klosterneuburg und Aschach an der Donau.

Das nächste Kapitel nimmt wieder die chronologische Geschichte unter dem „Barockprälaten“ Griesmüller auf, der bis zu seiner Wahl die üblichen Klosterämter inne hatte. Ein Einschub beleuchtet die soziale und geographische Herkunft der Konventualen, die ihn 1712 wählten, wobei sich wenig Unterschiede zu bekannten Untersuchungen anderer Klöster ergeben (248–252). Die Wahl selbst ist durch Quellen gut belegt, so auch der übliche Streit über den „Vorrang“ der landesherrlichen und bischöflichen Kommissäre, die Befragung der Chorherren, der Wahltag vom 11. Mai. Der Propst übernahm einen geordneten Konvent, der nach dem Geist der Augustinerregel lebte. Die folgenden Unterkapitel zeichnen Griesmüller als frommen Klostervorsteher, der es jedem recht machen wollte, was zu Konflikten führen musste, aber auch

als guten Ökonomen und Bauherrn, was einen Vergleich mit „Barockprälaten“ anderer Klöster ermöglicht (264–326). Besonders hervorzuheben sind die Beschreibungen aus dem *Diarium* des Stiftes, weniger als „Tagebuch“ denn als Beschreibung der „Statuten“ oder „Consuetudines“ des Stiftes zu verstehen. Einen intimen Einblick gewähren die Ansprachen des Propstes bei den Konventkapiteln und Dekanwahlen, die Freundorfer ausgewertet hat (272–283), eine ausgezeichnete und seltene Quelle, die man einmal noch weiter erforschen sollte. Griesmüller war kein Wissenschaftler, er hatte keine Ambitionen für die Frühaufklärung, da St. Nikola „notgedrungen“ sich auf seelsorgerische Aufgaben konzentrieren musste (281). Das Amt des Propstes war für ihn eine schwere Bürde, die er mehrfach abgeben wollte, was Fürstbischof Joseph Dominikus Graf von Lamberg jedes Mal ablehnte, da „der Hirt seine Herde nicht verlässt“ (292).

Obwohl die Kunstgeschichte von St. Nikola schon bearbeitet ist, geht Freundorfer auch auf die Barockisierung des Kircheninneren in den Jahren 1715–1725 ausführlich ein, wobei die Beschreibung der Ikonographie der Deckenfresken und der Altäre besonders hervorgehoben werden soll. Auch zum Ablauf der Renovierung des Südflügels kann Freundorfer über Drost hinaus neue Akzente setzen (324–326), wobei er sich hauptsächlich auf die Forschungen von Michael Hauck stützt¹⁵.

Das letzte Kapitel streift wichtige Aspekte zur Geschichte der 2. Hälfte des 18. Jahrhunderts. Im Stift regte sich das Interesse an „zeitgenössischer Philosophie und Theologie“ (330), wobei nicht weiter erläutert wird, was darunter zu verstehen ist. Damals traten einige Chorherren auch als Wissenschaftler hervor, der Chorherr Karl Peter Obermeier wurde nach der Aufhebung des Stiftes Schüler Pestalozzis und ist als Reformpädagoge bekannt. Aufschlussreich sind die Ausführungen zum Studium der späteren Chorherren, auswärts, aber vor allem auch im sog. Hausstudium in St. Nikola (330–332). Über die Klosterschule selbst gibt es nur wenige Hinweise in den Quellen; sie war wie an anderen Klöstern auch wichtig für die musikalische Unterstützung in der Liturgie. Daneben bestand noch die „Normalschule“ für die Hofmarkskinder. Die Behandlung von Besessenheit in der Hofmark 1763 zeigt nach Aussage von Freundorfer, dass der Fürstbischof damals bei einer Teufelsaustreibung im Sinne der Aufklärung vorher „die Weise der Anwendung“ prüfte. Es wäre interessant zu wissen, welche Positionen der Fürstbischof und Propst einige Jahre später bei der Auseinandersetzung zwischen dem Exorzisten Johann Joseph Gaßner und seinem erbitterten Gegner Ferdinand Sterzinger einnahmen.

Nach Propst Griesmüller gab es bis zur Säkularisation noch vier Vorsteher, dessen Wirken kurz beschrieben wird. Unter ihnen ragt Propst Franz Jans heraus, da er 30 Jahre lang das Stift leitete. Er war auch in der Bayerischen Landschaft tätig. Offenbar war er der einzige Vertreter von St. Nikola, der zwischen 1692 und 1808 ein Amt in der Landschaft bekleidete¹⁶. Er förderte die Stiftsbibliothek und unter ihm wechselte die Farbe des Habits von Weiß

zu schwarz. Er erwarb eine bedeutende naturwissenschaftliche Sammlung aus Regensburg, die sogar Goethe incognito besucht hatte. Sie ist heute verschollen (346). Das Stift litt auch durch die bayerische klosterfeindliche Politik. Natürlich zitiert Freundorfer aus der Reisebeschreibung von Johann Pezzl (347), beschreibt die Folgen des Klostermandats von 1768, das die Aufnahme von Novizen beschränkte, die ins Auge gefasste Teilsäkularisation für die Gründung der bayerischen Malteserzunge 1781 und den Prälatenstreit 1790/91. Letztlich ging es um die Vorbereitung der Säkularisation von 1803. Bei der Propstwahl 1795 monierte der kurfürstliche Kommissar, dass man nicht die Glocken für ihn geläutet habe, und der Geistliche Rat bemängelte, dass die Stiftsrechnungen von 1792/94 nur *zusam gestopselte ... ganz unbedeutende Fragmente* seien, für die *das hierzu verwandte Pappir ... schade* ist (356). Das „15-Millionen-Projekt“ zur Finanzierung der Kosten des Ersten Koalitionskrieges war ein weiterer Schritt zur allgemeinen Klosteraufhebung, auch wenn der Kurfürst noch 1799 versicherte, dass *der Prälatenstand ungeschmälert erhalten bleiben solle*. Bei der Beschlagnahme des *entbehrlichen Kirchensilbers* hatte man das 1795 bei der Propstwahl angefertigte Inventar genau studiert. Wie überall wurden unersetzliche Kulturgüter eingeschmolzen, nicht nur 4 *silberne May-Pusch-Kränze*, sondern auch 2 mit *Silber beschlagene Mess-Bücher* – wie alt sie waren, ist unbekannt (360f.). Auch wenn man die Vorgänge seit dem November 1802 bis zur endgültigen Klosteraufhebung schon öfters gelesen hat, im Zusammenhang mit St. Nikola wird der „Krieg gegen die Klöster“, wie ein Chorherr an die Spezialklosterkommission schreibt (375), noch einmal klar zusammengefasst und verständlich. Im April 1803 deckte man übrigens einen „Skandal“ auf, hatte man doch bei einem Schneider drei kostbare Messgewänder versteckt, was ein Denunziant „bei der höchsten Stelle in München“ angezeigt hatte. Für einen ähnlichen Akt der Verheimlichung (einer alten Monstranz) wurde der Tegernseer Abt mit der Verbannung nach Niederaltaich bestraft. Ob es in St. Nikola auch Repressalien gab, ist nicht überliefert.

Die Liste aller Propste von den Anfängen an, der Dekane und Chorherren von 1712 bis 1803, der Pfarrvikare aller Pfarreien seit dem Anfang des 18. Jahrhunderts, der Verwalter der Wirtschaftshöfe in Österreich, alle mit ausführlichen biographischen Angaben, sind im Anhang beigefügt. Außerdem ist das Inventar von 1712 (als Vergleich wäre auch das von 1741 interessant gewesen), die Liste der Hofmarksbewohner von 1788/89, der Untertanen von St. Nikola im Hochstift Passau von 1802, der Klosterdiener mit ihrem Geld- und Naturallohn und eine Grenzbeschreibung des „Dietzinger Waldes“ abgedruckt. Selbstverständlich fehlen auch die üblichen Verzeichnisse der Quellen, Literatur und nötigen Namens- und Ortsregister nicht.

Dem Rezensenten fällt auf, dass sich offenbar keine Abbildungen von Propsten erhalten haben – gab es wirklich keine Prälatengalerie im Stift? Vielleicht hätte man für den Umschlag Wenings Abbildung wählen sollen und nicht die von Joseph Anton Zimmermann, die dem Band 4 der Monumenta Boica von 1765 beigelegt ist. Sie ist ja nichts anderes als eine fast identische Kopie von Wening,

der, wie oben angedeutet, die beiden Pröpste Imler und Griesmüller im Bild und Text verbindet und eigentlich authentischer für die Barockzeit ist.

Freundorfers Arbeit leistet einen weiteren Beitrag zur Geschichte der Stifte und Klöster in Bayern. Sie ist flüssig geschrieben und auch für den Laien, bis auf die oben genannte Einschränkung, gut lesbar. Dem Autor gelingt es, die Geschichte unter einem geistig-geistlichen, sozialen, wirtschaftlichen, kunstgeschichtlichen, sowie politischen Blickwinkel zu betrachten, was die Lektüre immer spannend macht. Es ist zu hoffen, dass in Zukunft auch noch weitere solche Arbeiten am Department (früher „Lehrstuhl“) für Katholische Theologie in Passau erscheinen, gibt es doch auch für unsere Region noch manche Stifte und Klöster, die noch keinen Bearbeiter ihrer Geschichte gefunden haben.

ANMERKUNGEN

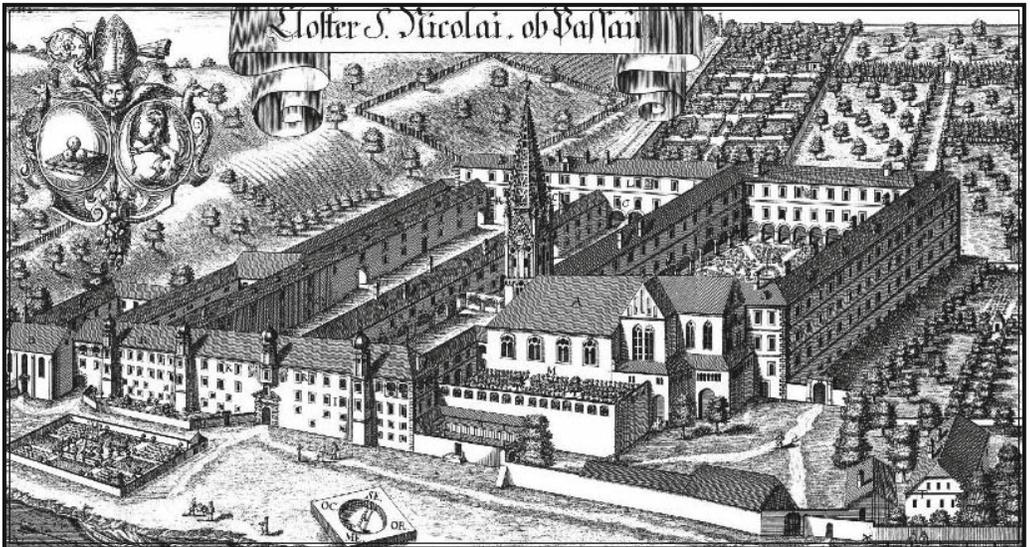
- ¹ L. Drost, St. Nikola in Passau – Kunstgeschichte des einstigen Augustinerchorherrnstiftes von 1067 bis heute, Neue Veröffentlichungen des Instituts für Ostbairische Heimatforschung der Universität Passau, Bd. 52, Passau 2003. – Für die übrigen Veröffentlichungen zu St. Nikola vgl. die ausführliche Bibliographie in Freundorfer.
- ² *Magnum opus de omnibus Germaniae episcopatus, Nürnberg 1549; Monasteriorum Germaniae ... centuria prima, Ingolstadt 1551, 2. Ausgabe Sulzbach 1682* und das von Daniel Nessel Wien 1692 herausgegebene „Supplementum“. Bedeutend für Passau ist die erste gedruckte Bistumsgeschichte „De Laureaco veteri ... libri duo, Basel 1553.
- ³ Dazu: Alois Schmid, Humanismus im evangelischen Pfarrhaus. Kaspar Bruschius als Pfarrer zu Pettendorf, in: Jahrbuch für fränkische Landesgeschichte 60, 2000, 135–157.
- ⁴ Die Edition der Visitation von Anton Landersdorfer in dem Quellenband zur Passauer Stadtgeschichte, Regensburg 2004, 127–137.
- ⁵ Auch Drost, wie Anm. 1, 344 muss korrigiert werden, wenn er den Text Michael Wening zuschreibt.. Auf die Literatur zu Wening wird hier verzichtet.
- ⁶ Dies hat der Rezensent schon 1977 nachgewiesen: J. Molitor, Niederaltaich im Barock. Überlegungen zum Kupferstich des Michael Wening, in: Schulheim St. Gotthard 1976/77, 25–59; Ders., Deggendorf in der Landesbeschreibung des Michael Wening von 1726, in: Jahresbericht 1982/83, Comenius-Gymnasium Deggendorf, 7–10. Die Beiträge in diesen peripheren Veröffentlichungen wurden nicht zur Kenntnis genommen, auch nicht von R. Schuster, Michael Wening und seine „Historico-Topographica Descriptio“ Ober- und Niederbayerns. Voraussetzungen und Entstehungsgeschichte, *Miscellanea Bavarica Monacensia* 171, München 1999.
- ⁷ Nur vom 1. Band ist der Jesuit Schönwetter als Redakteur bekannt. Er wird in der Literatur manchmal auch fälschlich als Autor der Texte genannt, so z.B. bei www.wikipedia.org/wiki/Michael_Wening: „Die Texte schrieb der Jesuit Ferdinand Schönwetter“ (Zugriff 15.7.2016).
- ⁸ Bei Niederaltaich (Band IV, Rentamt Straubing, München 1726) stimmt der Originaltext fast vollständig mit dem Original überein.
- ⁹ BayHStAM, Staatsverwaltung 1052, f. 395f. Eine ausführliche Untersuchung es Textes kann hier nicht erfolgen.
- ¹⁰ Drost, wie Anm. 1., 98–104; Freundorfer, 299–326.
- ¹¹ E. Zimmermann, Bayerische Kloster-Heraldik, München 1930, 166f. Auf die Stiftswappen und Siegel geht Freundorfer nicht ein.
- ¹² So die *Gränz-Beschreibung* von 1769. Bei der Längenbezeichnung handelt es sich wohl um die bayerische „Poststunde“ mit ca. 3,707 km. Nach der Berechnung der „Google Map“ beträgt die Entfernung vom linken Inn-Ufer bei St. Nikola bis zum rechten Donau-Ufer ca. 1 km.
- ¹³ Vgl. dazu: J. Molitor, Die Aufhebung des Klosters Niederaltaich und ihre Folgen, in: Deggendorfer Geschichtsblätter 27, 2005, 157–238. – Allgemein zu diesem Thema: D. Stutzer, Klöster als Arbeitgeber um 1800. Die bayerischen Klöster als Unternehmenseinheiten und ihre Sozialsysteme zur Zeit der Säkularisation 1803, Göttingen 1986.

¹⁴ Der Autor gibt nur die einzelnen Einnahmeposten an.

¹⁵ M. Hauck, Das Hauptportal des Klosters St. Nikola in Passau. Teil I: Baugeschichte und Ikonologie des Kloster-Südflügels, in: *Ostbairische Grenzmarken* 50, 2008, 139–175.

¹⁶ Vgl. Dazu: Th. Paringer, Die bayerische Landschaft. Zusammensetzung, Aufgaben und Wirkungskreis der landständischen Vertretung im Kurfürstentum Bayern (1715–1740), *Studien zur bayerischen Verfassungs- und Sozialgeschichte*, Bd. XXVII, München 2007, 344, 429f. Propst Franz bat im November 1793 „wegen krankheitsbedingter Reiseunfähigkeit um einen Stellvertreter; seit 13. Jan. 1794 wurde er dann durch Abt Amandus von Asbach ... vertreten; resignierte als Verordneter schriftlich am 12. Mai 1795; verstarb am 17. Juni 1795“ (Paringer 344).

Johannes Molitor



Michael Wening, Kupferstich von St. Nikola, aus: *Historico-Topographica Descriptio. Das ist: Beschreibung deß Churfürsten- und Hertzogthumbs Ober- und Nidern Bayrn*, Band 3, Rentamt Landshut, München 1723 (Ausschnitt). Vgl. auch die Abbildung von 1690 auf S. 9 dieses Geschichtsheftes (Foto: Privat)

Buchbesprechungen

Petr Kubín (Hg.), Legenda o sv. Vintířovi – Vita s. Guntheri, Fontes Bohemiae Hagiographici I, Praha 2014, 278 S., ISBN 978-80-7476-064-8, Kč 360, erhältlich im Museum in Dobrá Voda/Gutwasser für 12 Euro

Der Niederaltaicher Mönch Gunther wurde in Böhmen bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts als Heiliger verehrt, bis ihn František Palacký 1836 beschuldigte, 1041 das deutsche Heer durch seine geographischen Kenntnisse nach Böhmen geführt zu haben und so gleichsam die Tschechen „verraten“ habe, obwohl es dafür keinen Quellenbeleg gibt. So wurde er nur noch von der deutschen Bevölkerung verehrt, bis durch deren Vertreibung seine Erinnerung in Böhmen verschwand. Erst seitdem beide Völker wieder ungehindert miteinander leben können, ändert sich dies. Dabei war er ja der erste namentlich bekannte Siedler im sonst ziemlich menschenleeren Böhmerwald in der ersten Hälfte des 11. Jahrhunderts. Einen von der Ortsnamenforschung vorgeschlagenen Personennamen „Rimicho“ als Bestimmungswort für Rinchnach, der dann schon vor Gunther gelebt hätte, halte ich für nicht nachvollziehbar. Und beinahe wäre Gunther der erste böhmische Heilige geworden, der vom Papst kanonisiert wurde. Man erinnert sich an Gotthard, dem 1131 als erster Heiliger dieser Ehre zuteil geworden war, wenn man von der nicht original überlieferten Kanonisation des Hl. Ulrich absieht. Was für ein herausragendes Zweigestirn wären sie geworden! Mittlerweile darf Gunther auch ohne offizielle Kanonisation als Heiliger verehrt werden.

Der Prager Historiker Kubín von der Katholischen Theologischen Fakultät der Karls-Universität ist mittlerweile sein bester Kenner. Er hat mehrere Beiträge über ihn verfasst, einer erschien auch in den Deggendorfer Geschichtsblättern (Heft 32/33, 2010/2011, 37–72) und bereitet gerade eine umfangreiche Biographie über Gunther vor. Jetzt hat Kubín die erste moderne historisch-kritische Ausgabe der *Vita Sancti Guntheri* veröffentlicht. Von der Konzeption her richtet sich das Buch mehr an die gelehrte Welt als an die vielen Gunther-Verehrer in Bayern. Dies zeigt sich auch durch seinen etwas komplizierten Aufbau.

Einer tschechischen Einführung über Gunthers Leben, der Textvorlage der Vita und deren älteren Editionen (S. 11–71) folgt die deutsche Übersetzung (73–145), dann nochmals eine zweiseitige tschechische Zusammenfassung dieser Editionen (147f.) die auch ins lateinische übersetzt ist (149–151). Den Hauptteil nimmt der Vitentext ein (153–239), wobei dem Quellentext jeweils auf der rechten Seite parallel dazu die tschechische Übersetzung steht. Alle Textvarianten der früheren Quelleneditionen werden mustergültig in den Fußnoten vermerkt. Zusätzlich werden die Kapitel des lateinischen Textes der Vita sowie die Bibelzitate in der Vita noch einmal mit 25 Anmerkungen ausführlich erläutert, ebenfalls in Latein. Die tschechische Übersetzung hat 39 Anmerkungen (240–253). Offenbar besteht für diese Leser mehr Erklärungsbedarf.

Ein Verzeichnis der Abkürzungen (ohne die im Text fett gedruckten Siglen für die älteren Editionen der Vita), der Quellen und Literatur schließt sich an. Hier sollte noch die wichtige Studie von Gotthard Oswald über Rinchnach von 1903 nachgetragen werden. Ein Register der Orts- und Personennamen findet sich auf den Seiten 255–277.

Gunther ist „eine der am besten belegten Figuren seiner Zeit“ (77). Arnold von St. Emmeram und Wolfher von Hildesheim kannten ihn persönlich, zahlreiche Annalen und Urkunden erwähnen die Lebenswende des bekannten Adligen aus Thüringen, seinen Eintritt in das Kloster Niederaltaich, seine gescheiterte Leitung der Propstei Göllingen und sein Leben als Eremit seit 1008. Dass nach dem Ranzingerberg bei Lalling seine zweite Klausur zuerst am Gehmannsberg war, bevor er sich an der Rinchnacher Ohe niederließ, wird in der Heimatliteratur zwar mit Arnold begründet, der jedoch nichts davon schreibt. Dies hätte Kubín klarer herausstellen können. Weitere Daten in Gunthers Biographie sind 1019 die Weihe der Kirche in Rinchnach, 1029 die Dotation eines großen Territoriums durch Kaiser Konrad II., 1017 die Missionsreise zu den Liutizen, vielleicht um 1020 die Reise nach Ungarn – für die Gründung von Bakonybél durch Gunther gibt es keinen Quellenbeleg, durch das Mauritius-Patrozinium ist eine Mitwirkung von Niederaltaich aber wahrscheinlich. 1034, 1040 und 1041 ist Gunther in böhmischen Angelegenheiten unterwegs. Am 9. Oktober 1045 verstarb er der Überlieferung nach in seiner letzten Klausur beim heutigen Dobrá Voda/Gutwasser und wurde in Břevnov begraben. Von hier ging auch seine Verehrung aus; der Versuch der Kanonisation durch Rom in der Mitte des 13. Jahrhunderts scheiterte durch äußere Umstände. Wohl mit Recht sieht Kubín in diesem Zusammenhang auch die Entstehung der Vita, die sein Leben und die durch ihn bewirkten Wunder aufzeigen sollte.

Die erwähnten biographischen Einzelheiten sind auch bisher schon bekannt. Es fällt jedoch auf, dass Kubín S. 74 das Geburtsjahr von Gunther mit „ca. 975“ angibt. Bisher nahm man das Jahr 955 an, das wohl auf das Epochenjahr der „Schlacht auf dem Lechfeld“ verweist. Indirekt geht es auf den Niederaltaicher Historiker Lackner zurück, der 1779 in seiner Klostergeschichte Gunther als über 90-Jährigen (*nonagenario maior*) sterben lässt, ohne eine Quelle zu nennen. Der erste bedeutende Guntherforscher Gotthard Oswald meint 1903, er sei „ums Jahr 955 geboren“, der Niederaltaicher Pater Gotthard Lang schreibt 1941 das Jahr 955 fest¹.

Dass Gunther so alt geworden sein soll, hat manchen Forscher gestört, lag doch das Durchschnittsalter im Hochmittelalter bei ca. 30–35 Jahren. Zum ersten Mal verjüngt Christian Lankes in einem Vortrag zum Bayerwaldtag in Frauenau 2003 Gunther gleich um 30 Jahre². Er behauptet, „durchaus ernst zu nehmende Forschungsansätze“ hätten für seine Geburt „die Zeit um 985“ errechnet. Als Quellen gibt er den ungarischen Historiker Szabolcs de Vajay an, der angeblich eine ausführliche Begründung dafür gegeben habe³. Bei seinen Ausführungen zu den sechs Kindern des Großfürsten Geysa – Stephan der Heilige ist das bekannteste –, schreibt dieser: „Die Lebensdaten Günthers

sind allgemein bekannt: Er starb 1045, nachdem er 37 Jahre im Böhmerwald verbracht hatte. Schon früh als junger Ritter war in ihm die innere Berufung wach geworden⁴. Als Geistlicher – aber noch vor seinem Eremitentum – trat er im Herbst 1005 eine Pilgerfahrt nach Rom an⁵. Folglich [!] kann man seine Geburt um 985 ansetzen⁶. So weit die von Lankes angeführte „ausführliche Begründung“.

Weiterhin behauptet Lankes, auch Ernst Klebel habe in seinem Beitrag zur Niederaltaicher Festschrift „1000 Jahre St. Gunther“ „den Mönch Gunther eher als jungen Mann (gesehen)“⁶. Darüber findet sich bei Klebel jedoch keine Andeutung.

Ohne Begründung übernahm man auch in Rinchnach 2010 bei der Vorbereitung zur 1000-Jahr-Feier das erfundene Geburtsjahr 985⁷.

Dies würde bedeuten, dass Gunther mit 20 Jahren ins Kloster eingetreten sei. Es ist belegt, dass er damals schon verheiratet war, mehrere noch unmündige Söhne hatte und 1005 auch schon Witwer war. Im Hochmittelalter konnte durchaus auch schon ein Fünfzehnjähriger heiraten – für Gunther hätte die Heirat um das Jahr 1000 stattgefunden. In den folgenden fünf Jahren hätte sich dann sein „hochmütiges, stolzes und reiches Leben abgespielt, wie es Arnold von St. Emmeram bezeugt und er hätte sich „hervorragend in seinen Verdiensten“ gezeigt, wie Wolfher über ihn schreibt⁸. Vielleicht war es doch etwas zu übereilig, Gunther gleich um 30 Jahre jünger zu machen und alle seine weltlichen Aktivitäten von der Geburt an in nur 20 Jahre zu „packen“.

So macht Kubín Gunther wenigstens nur 20 Jahre jünger, aber auch wieder ohne Begründung. Dass sich Gunther noch mit 85 aktiv am Feldzug Heinrichs III. gegen Břetislav beteiligte, mag man durchaus bezweifeln oder unglaublich finden, es ist jedoch kein Grund, ihn deshalb jünger zu machen. Auch ein Hinweis auf das niedrige Durchschnittsalter der Menschen im Hochmittelalter greift nicht. Wer einmal das Säuglings- und Jugendalter und das späte Mannesalter überlebt hatte, konnte durchaus 70, 80 Jahre oder noch älter werden, wofür es viele Beispiele gibt. Oda, die Großmutter des ostfränkischen Königs Heinrich I., wurde nachweislich sogar 107 Jahre alt⁹. Die sicher fiktive Jahreszahl 955 durch die ebenso fiktiven Jahre 975 oder 985 zu ersetzen, ist auf jeden Fall problematisch und sollte sich in der Guntherforschung nicht durchsetzen.

Auf historisch gesichertem Boden beschreibt Kubín den Kult des hl. Gunther im Mittelalter (95–100), der sich, neben Niederaltaich und Rinchnach, auf die Deutschen im Böhmerwald mit Dobrá Voda/Gutwasser als Mittelpunkt, sowie auf Břevnov und seine Propsteien beschränkte.

Die *Vita s. Guntheri* ist in einer einzigen Handschrift aus dem Augustiner-Chorherrn-Stift Wittingau/Třeboň überliefert und wird heute in der Prager Nationalbibliothek aufbewahrt (XIII.D 20, ff. 282v–288r). Sie ist eine Kompilation aus Wolfhers jüngerer *Vita Godehardi* (11. Jh.), der Legende vom lebendig gewordenen Pfau am Hof König Stephans von Ungarn, sowie dem

Bericht über Gunthers Tod und Begräbnis und der Wunder an seinem Grab. Früher wurde sie als „elendes Machwerk ... sichtbar nur zusammengestoppelt ... für den Zweck der Canonisation“ bezeichnet, mittlerweile gelten Wunderberichte als wichtige Zeugnisse für die jeweilige Lebenswelt¹⁰.

Ausführlich befasst sich der Herausgeber mit den früheren Editionen der Legende (47–64 bzw. 115–136), angefangen mit Heinrich Canisius (Ingolstadt 1602). Von ihm stammt die Behauptung, auf einem Stein hätten sich Gunthers Gliedmaßen eingedrückt, eine von zahlreichen Eremiten überlieferte Legende (117f.). Dass sich Canisius auf einen angeblichen Abdruck beim Frauenbrünnl oberhalb Gehmannsberg bei Rinchnach bezog, erscheint wenig glaubhaft, da dieses Kirchlein erst seit 1766 belegt und nichts von früheren Kapellen bekannt ist¹¹.

Weitere Editionen der Vita veröffentlichten Surius (Köln 1618), Tanner/Chanovský (Kolín 1659), die Mauriner Mabillon/Ruinart (Paris 1701), Piter (Brno 1762), die Bollandisten (Bruxelles 1780), Pertz in den *Monumenta Germaniae Historica* (Hannover 1854). Die letzte Edition stammt von Emler in den *Fontes rerum Bohemicarum* mit einer Übersetzung ins Tschechische aus dem Jahr 1873.

Das Buch des kleinen Prager Verlages Togga spricht wegen des gefälligen und handlichen Formats und der ansprechenden Einbandgestaltung auch den Bücherfreund an, dazu kommt noch der niedrige Preis. Es richtet sich eigentlich an die große Leserschaft der aus Böhmen Vertriebenen, die Ostbayern, vor allem in der Diözese Passau, wo die Erinnerung an den Mönch Gunther durch sein Heimatkloster Niederaltaich, seine Gründung Rinchnach und seine Rodungsarbeit im Bayerischen Wald nie aufgehört und seit den 1990er Jahren sogar noch zugenommen hat. Schade, dass Herausgeber und Verlag diese Zielgruppe zu wenig im Blick hatten, die weder des Lateins noch des Tschechischen kundig sind, aber auch dieses wichtige Zeugnis für die Verehrung Gunthers kennen lernen sollten. So gibt es weiterhin keine deutsche Übersetzung der *Vita s. Guntheri*. Mit Sicherheit hätten sich Geldgeber für eine Übersetzung der Vita ins Deutsche gefunden. Auch den Satzspiegel hätte man dafür noch einrichten können. Es bleibt zu hoffen, dass sich doch noch ein Weg findet, eine deutsche Fassung der Vita bei uns bekannt zu machen.

ANMERKUNGEN

¹ G. Oswald, Das Kloster Rinchnach, Regen 1903, hier S. 7 (auch unter dem Titel „Der heilige Eremit Gunther und das Kloster Rinchnach“, in: Der Bayerwald, 1904). G. Lang, Gunther, der Eremit, in: Geschichte, Sage und Kult, in: Studien und Mitteilungen zur Geschichte des Benediktiner-Ordens und seiner Zweige 59, 1941, 1–88, hier S. 7).

² Der hl. Gunther – ein Wegbereiter Europas, in: Der Bayerwald 3/2003, 10–31 mit Anm. 21.

³ Großfürst Geysa von Ungarn. Familie und Verwandtschaft, in: Südostforschungen 21, 1962, 45–101, der zitierte Text auf S. 47. Zu der von ihm verwendeten Quelle *Chronicon bohemiae a diluvio usque ad a. Christi 1327*, hg. J. P. Ludewig, Bd. 11, Frankfurt 1737, 181, die Stephan zum Onkel von Gunther macht und weitere Irrtümer vgl. E. Hlawitschka, Untersuchungen zu den Thronwechseln der ersten Hälfte des 11. Jahrhunderts und zur Adelsgeschichte Süddeutschlands. Zugleich klärende Forschungen um „Kuno von Öhnigen“, VuF Sonderbd. 35,

Sigmaringen 1987, 4, Anm. 130. Hier auch die Korrektur der von Lankes aus Szabolcs de Vajay übernommenen weiteren genealogischen Überlegungen.

- ⁴ Dazu gibt es keinen Quellenbeleg.
- ⁵ In der Literatur wird dafür meist 1006 angegeben. Die Pilgerreise wird in der Vita erwähnt (158) und zwar trat sie Gunther noch vor seiner Profess an. Kubín kommentiert sie nicht.
- ⁶ Klebel, Der hl. Gunther in der Reichspolitik, FS Köln 1955, 82–84, der angebliche Beweis S. 82.
- ⁷ Vgl. Einladung mit dem Programm.
- ⁸ Zitiert aus Lankes, 12.
- ⁹ Dazu E. Hlawitschka, Die Ahnen der hochmittelalterlichen deutschen Könige, Kaiser und ihrer Gemahlinnen. Ein kommentiertes Tafelwerk, Bde 1 in zwei Teilen: 911–1137, Hannover 2006; Bd 2: 1138–1197, Hannover 2009; Bd 3: 1198–1250, Wiesbaden 2013. Vgl. zu dieser Frage auch die Ergebnisse der Mortalitätsforschung, der historischen Demographie und Paläodemographie, z. B.: M. Luy/U. Wittwer-Backofen, Das Halley-Band für paläodemographische Mortalitätsanalysen, in: Zs. f. Bevölkerungswissenschaft, Jg. 30, 2–3, 2005, 219–244, wo nachgewiesen wird, dass einzelne Menschen schon in der Bronzezeit 80 Jahre alt und mehr werden konnten; K. G. Kokkotidis, Von der Wiege bis zur Bahre. Untersuchungen zur Paläodemographie der Alamannen des Frühen Mittelalters, Diss. Köln 1999; N. Strott, Paläodemographie frühmittelalterlicher Bevölkerungen Altbaierns - diachrone und allopatrische Trends, Diss. München 2006 (u. a. über Zeholfing).
- ¹⁰ S. Hirsch, Jahrbücher des Deutschen Reichs unter Heinrich II., Bd. II, Berlin 1862, 40, Anm. 3; M. Heinzelmann/K. Herbers (Hg.), Mirakel im Mittelalter. Konzeptionen – Erscheinungsformen – Deutungen (Beiträge zur Hagiographie 3), Stuttgart 2002, 10.
- ¹¹ Die Überlieferung eines Felsens scheint für Frauenbrünnl sehr jung zu sein. Gotthard Oswald weiß 1903 nichts davon. Den Frauenbrünnl-Felsen nennt zuerst G. Lang 1941, jedoch ohne einen Körperabdruck zu erwähnen. Auch die Überlieferung für die Klause und den dazugehörigen „Guntherstein“ am Ranzingerberg ist nicht alt. 1830 schreibt der Lallinger Kooperator Engleder in einer histor.-statist.-topogr. Beschreibung der Pfarrei lediglich, Gunther habe „in den sogenannten Ranzinger-Bergen in einer Klause einige Zeit lang gelebt“ (frdl. Mitteilung von A. Schröck, Lalling). Oswald erwähnt Gunthers „strenges Anachoretenleben“, jedoch keinen Felsen, der ebenfalls erst bei G. Lang als ein hoher Felsen, an dem Gunthers erste Klause am Ranzingerberg gestanden haben soll, erwähnt wird. Der Felsen hieß damals aber noch „Pflegerhäusstein“. So kann die Benennung „Guntherstein“ mit einem angeblichen Abdruck von Gunthers Körper erst in der 2. Hälfte des 20. Jahrhunderts entstanden sein, vielleicht „erfunden“ für den Fremdenverkehr.

Johannes Molitor

Gerald Hirtner, Netzwerk der Tugendhaften. Neuzeitliche Totenroteln als historische Quelle (= Studien und Mitteilungen zur Geschichte des Benediktinerordens und seiner Zweige, 48. Ergänzungsband), St. Ottilien 2014, 462 Seiten, ISBN 978-3-8306-7678-2, 49,95 Euro

Seit dem Mittelalter informierten sich die Klöster gegenseitig über den Tod eines Konventualen durch die (Toten-)Roteln, einem „mehr oder weniger umfangreichen und kunstvollen Nachruf“, der die wichtigsten Lebensdaten beinhaltet und das Leben des Verblichenen in einen größeren christlichen Rahmen stellt. Sie waren bisher ein „Stiefkind“ in der klösterlichen Forschung. Meist wurden sie für lokal-, regional- oder kulturhistorische Teilaspekte ausgewertet. Eine umfassende Monographie gab es noch nicht für unser Gebiet. Im vorliegenden Werk hat der Archivar der Erzabtei St. Peter in Salzburg die rund 12000, in 44 Bänden gebundenen Roteln von 1572–1804 zum ersten Mal quantitativ untersucht. Die übrigen Bestände, z. B. die ungebundenen Roteln

von 1390 bis zum 17. Jahrhundert, waren nicht Gegenstand seiner Studie. Sein Buch steht nun ebenbürtig neben den fünf Bänden über die Totenroteln von Jean Dufour (2005–2009, 2013).

Hirtner beschreibt nicht nur ausführlich den Rotelbestand, sondern stellt ihn auch in einen größeren Zusammenhang: wie stellte sich das jeweilige Kloster darin dar, wie zeigten sie im Lauf der Jahrhunderte die veränderte „klösterliche Mentalität“, welches Beziehungsgeflecht („Netzwerk“) gab es zwischen den Klöstern, welchen Quellenwert besitzen die unterschiedlichen Roteltypen? Über den Tugendbegriff, dem ja dem Buch mit seinem Titel verdankt, erfahren wir mehr auf den Seiten 288–290. Bescheiden weist Hirtner öfters darauf hin, dass er nicht alle Forschungslücken schließen konnte, insbesondere philologische und kunstgeschichtliche Fragestellungen musste er ausklammern.

Die Roteln stammen aus den Prälätenorden im Süden des Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation, meist aus dem Gebiet der alten Salzburger Kirchenprovinz, von Schwaben bis Ungarn, Regensburg bis Brixen. Es fällt auf, dass bis zum 19. Jahrhundert St. Peter keine Beziehung zu Böhmen hatte. Nur wenige Klöster hatten aus historischen Gründen dorthin Kontakte: St. Emmeram, Oberaltaich und Windberg, das in Albrechtice/Albrechtitz seit der 1. Hälfte des 12. Jahrhunderts bis zur Säkularisation begütert war und auch dort die Seelsorge ausübte. Auch Niederaltaich gehört dazu, ist doch der hl. Gunther in Břevnov begraben und Johannes, der erste Bischof Olmütz, stammte aus Niederaltaich.

Nach dem Literaturüberblick und Forschungsstand beschreibt der Autor ausführlich den Aufbau der Arbeit. Wie genau er vorgeht, zeigen seine Ausführungen, was unter einem Prälätenorden und einem „Netzwerk“ zu verstehen ist.

Das 2. Kapitel beinhaltet eine Geschichte des süddeutschen Rotelwesens.

Entscheidend war die Synode von Dingolfing, bei der sich die anwesenden Bischöfe und Äbte verpflichteten, ihrer Toten im Chorgebet zu gedenken. Weder Todestag noch Todesjahr waren wichtig, allein die Nennung des Verstorbenen bestimmte sein Weiterleben und Seelenheil. Vor allem in den dezentral aufgebauten Orden der Benediktiner und Augustiner-Chorherren, aber auch bei den Zisterziensern war es durch die Roteln möglich, Informationen über die Toten auszutauschen. Konföderationen zwischen den Klöstern stärkten die Verbreitung der Roteln. Allerdings gibt es auch zahlreiche Roteln aus Klöstern, die keine Gebetsverbrüderung mit St. Peter hatten.

Zu S. 12, Anm. 54 ist anzumerken, dass in Bayern neben Metten und Ettal auch Niederaltaich nicht der Bayerischen Benediktinerkonföderation von 1684 angehörte.

Gebets-Konföderationen zwischen den Klöstern hätten ohne ein „einigermaßen leistungsfähiges Botenwesen“ nicht funktioniert. Den Weg der Rotelboten zeichnet Hirtner S. 32–35, sowie 194–208 nach. So legte 1755 der Bote aus St. Peter rund 1500 km in 52 Tagen zurück, in denen er 84 Stationen besuchte.

Dabei sparte er sich z. B. den Weg nach Gotteszell, sondern gab die für dieses Kloster bestimmte Rotel im Klosterhaus zu Deggendorf ab, das seit 1559 bis 1803 belegt ist (203). In einem Attestheft ließ er sich die Abgabe der Roteln „quittieren“. Das von 1670 mit teilweise ausführlichen Kommentaren der Empfänger, die manchmal auch auf persönliche Beziehungen zwischen Emittenten und Empfänger schließen lassen, ist auf den Seiten 327–336 abgedruckt. Die frühen Beispiele von Totenroteln sind Siegelurkunden. Seit dem Ende des 15. Jahrhunderts gibt es sie in Rollenform, seit dem 16. Jahrhundert als Papierurkunden, daneben auch als handschriftliche Einzelmitteilungen (35–43). Diese Veränderungen zeigen sich auch in ihrer Benennung: aus den *rotuli* des Mittelalters wurden die (weiblichen) *rotulae*. Die erste gedruckte Rotel im Archiv von St. Peter von 1552 stammt aus Weihenstephan.

Einen genauen Einblick in die Struktur der Rotelsammlung von St. Peter gibt der Autor in Kapitel 2.3. Anhand von Karten und Diagrammen untersucht er die geografische Verteilung der Rotel-Emittenten und der Klöster, die keine Roteln nach Salzburg sandten, die diachronische Verteilung der 12000 Roteln – das 18. Jahrhundert überwiegt mit über 9000. Dies zeigt sich auch in der Entwicklung der Leichenpredigten, auf die Hirtner als den Roteln verwandte Quelle mehrfach eingeht.

Von besonderer Bedeutung für den Forscher ist die Übersicht über die Verteilung der Roteln vom 16. bis zum 18. Jahrhundert aus den 126 Klöstern, die in St. Peter vertreten sind (62–71). Niederaltaich steht mit 207 weit vorne; weitere ostbayerische Klöster sind Oberaltaich (153), Gotteszell (29 – die Verbrüderung begann erst 1767 und endete schon wieder 1799), Osterhofen (58), Aldersbach (120), Passau-Niedernburg (113), St. Nikola (109), St. Salvator (27), Vornbach (92). Bemerkenswert ist, dass 38 Klöster aus Österreich, Südtirol, Bayern und Baden-Württemberg keine Spuren in St. Peter hinterlassen haben (54).

Weiterhin untersucht Hirtner die Roteln nach der Zugehörigkeit der Versender zu verschiedenen Orden, Bistümern und zur politischen Zugehörigkeit (geistliche Territorien, reichsunmittelbare, weltliche).

In St. Peter wurde im 18. Jahrhundert jedem verstorbenen Konventualen eine Rotel gewidmet, auch einem Laienbruder, der oft auch ein Künstler oder ein für das Kloster wichtiger Handwerker wie Buchbinder war. Solche Beispiele gibt es auch in anderen Klöstern, z. B. in Frauenzell oder Niederaltaich. Prälatenorden hatten allerdings relativ wenig Laienbrüder als gewöhnliche Arbeitskräfte, standen dafür doch hauptsächlich die Hofmarksuntertanen in Lohn und Brot. Trotzdem gibt es Klosterangehörige mit „dienenden Funktionen“: 1666 ereilte der *unhöfliche Tod* die Chorfrau Susanna von Küenburg, „doch war er laut Rotel höflich genug gewesen“, ihr die Laienschwester Walburg Friesl ins Jenseits vorauszuschicken, „damit diese sie bedienen könne“ (95). Eine Untersuchung über die mögliche Minderbewertung der Laienschwestern in Frauenklöster gibt es noch nicht.

Die nächsten Kapitel beschäftigen sich mit Fragen, wie man die Roteln vervielfältigte und formatierte, wie der Name hervorgehoben wurde, ob sie auf

Latein oder Deutsch verfasst sind. Für Frauenklöster ausnahmslos auf Deutsch, für Männer bis auf wenige Ausnahmen auf Latein. So ist die Rotel für den Mettener Abt Albert Tobiaschu (gest. 1771) in beiden Sprachen überliefert (124).

Weiterhin untersucht Hirtner inhaltliche Aspekte (Umfang, Information, die Quintessenz), funktionale Aspekte (z. B. Autor, Drucker, Funktionen). Als Beispiel wird u. a. die Rotel des Niederaltaicher Historikers J. B. Lackner (gest. 1781) näher erläutert (128f.).

Im dritten Kapitel greift der Autor zurück auf die Bedeutung von Konföderationen und untersucht das „benediktinische Netzwerk in Salzburg“ (233–287).

Die Idee des Erzbischofs Paris Lodron der Gründung einer gesamtdeutschen Benediktinerkongregation, um die Salzburger Universität dauerhaft abzusichern, scheiterte. So musste er sich 1636/1641 auf die „Salzburger Benediktinerkongregation“ beschränken. Hirtner beschreibt die Geschichte dieser Kongregation und der ihr angehörigen sieben Klöster (233–287). Dazu kommen zwei Exkurse zum Personalstand (Lebenserwartung, Eintrittsjahr, geographische Herkunft, Beruf der Väter) sowie zur Herkunft der Mönche und in welches Kloster sie eintraten. So stammt der Admonter P. Markus Mabon aus Metten, der Osterhofener Laienbruder Gerlacus Käser aus dem benachbarten Niederalteich.

In einem weiteren Kapitel stellt der Autor in exemplarischen Roteln neun „Tugendhafte“ aus St. Peter vor: den „frommen und fleißigen Laienbruder“, den „eigenmächtigen Propst“ oder den „gelehrten Benediktinerrektor“ (288–317). Das kurze 5. Kapitel fasst die Forschungsergebnisse zusammen und spricht verschiedene Forschungsdesiderate an (318–323).

Im Anhang druckt der Autor eine Auswahl von Papierroteln des 16. Jahrhunderts ab, einen „Meilenweiser“ aus dem 16. Jahrhundert, vier Roteln, darunter die auf Deutsch und Latein verfasste für den bekannten Historiker Paul Mezger.

Es folgen das gesamte Rotelverzeichnis für die Klöster Ossiach, Seon, St. Paul im Lavanttal und St. Veit an der Rott (346–358), die der Salzburger Kongregation angehörten, dann der Abdruck von ausgewählten Vignetten (359–385) und eine Liste der biblischer Mottos, die sozusagen „die Quintessenz in einem Satz“ sind (386–392, das Zitat S. 132).

Die Verzeichnisse der Abkürzungen, Bilder, Grafiken, Abbildungen, Diagramme, Karten, Tabellen, der Literatur und Quellen, sowie ein umfangreiches und, wie Stichproben beweisen, auch verlässliches Orts- und Personenregister beschließen das Buch (393–462).

Hirtners grundlegendes Werk zu der Totenrotelsammlung von St. Peter zeigt, welch ungehobene Schätze hier noch schlummern. Da nehmen sich die bayerischen Rotelsammlungen in Amberg, Andechs, Bamberg, Eichstätt, Frauenwörth, Augsburg, Metten, München, Elchingen, Ottobeuren, Regensburg und

Windberg mit insgesamt 16420 Roteln vergleichsweise bescheiden aus, zumal es hier sicher viele Doubletten und auffallend wenige Exemplare aus dem 16. und beginnenden 17. Jahrhundert gibt (227f.). Allerdings weist Hirtner darauf hin, dass es auch in Kremsmünster, Göttweig und im Salzburger Landesarchiv noch bedeutende Bestände gibt und auch künftig noch weitere, bisher unbeachtete oder unbekannte Funde möglich sind (232).

Welche Möglichkeiten sich für die Klosterforschung in St. Peter bieten, möge kurz ein Beispiel aufzeigen.

Zwar sind mittlerweile die Rotelsammlungen von St. Emmeram aus der Staatlichen Bibliothek Regensburg und Ensdorf aus der Provinzialbibliothek Amberg digitalisiert und können kostenlos im Internet eingesehen werden. Zusätzlich sind die Roteln der Universitätsbibliothek Augsburg mit den biographischen Daten von Mönchen aus Heilig Kreuz in Donauwörth und St. Martin in Mönchsdeggingen aufrufbar, wenn auch ohne die Roteln selbst. Allerdings umfassen die Ensdorfer Roteln nur die Jahre 1716–1789, die von St. Emmeram 1730–1795, die aus Augsburg zum größten Teil auch nur das 18. Jahrhundert. Hingegen gibt es in St. Peter Roteln vom 14. Jahrhundert an. Während für das Kloster Niederaltaich in den drei genannten Beständen insgesamt nur 150 Roteln aus dem 18. Jahrhundert im Internet überliefert sind, natürlich mit zahlreichen Doppelnennungen, finden sich in St. Peter 255, also weit mehr als die schon genannten 207 in den gebundenen Rotelbänden. Die älteste erhaltene Niederaltaicher Rotel wurde 1606 für P. Caspar Schopdach verfasst, die nächsten für Placidus Eremann und Anton Scheubeck (1617). Kein bayerischer Bestand kennt diese Namen. Es gibt auch mehrere Roteln für verstorbene Konventualen, die nicht bei L. H. Krick, Die ehemaligen stabilen Klöster des Bistums Passau, Passau 1923, verzeichnet sind. Dabei ist Krick neben dem Verzeichnis der Schriftsteller der bayerischen Benediktiner seit 1750 von P. Lindner und dem handschriftlichen Professbuch im Klosterarchiv Niederaltaich bisher die einzige Quelle für die klösterliche Prosopographie.

So hat der Rezensent zwei Wünsche an den Autor: Zuerst eine digitale Gesamtliste der in St. Peter vorhandenen Roteln, wie sie für die Zeit nach 1572 in der Übersicht S. 62–71 aufgezählt und leider nur für vier ausgewählte Klöster S. 346–358 schon abgedruckt sind. Und dann als maximale Zukunftslösung die Digitalisierung aller Totenroteln des Archivs. Sicher finden sich dafür Sponsoren, vielleicht könnte man auch mit benachbarten Institutionen zusammenarbeiten (ÖNB Wien, Salzburger Landesarchiv, Bayerische Staatsbibliothek München?). Technische Probleme der Digitalisierung von wertvollen und gefährdeten Büchern gibt es heute durch geeignete Aufsicht- oder Prismen-Scanner nicht mehr. Die einzigartige Rotelsammlung der Erzabtei St. Peter wäre so für immer geschützt und gleichzeitig der Forschung zugänglich.

Johannes Molitor

Andreas Schröck/Andreas Weber, Der Bergbau in Hunding, hg. von der Gemeinde Hunding, Oberhaching 2015, 144 Seiten, zahlr. Abb., ISBN 978-3-95907-00-03, erhältlich über die VWG Lalling

Den Lesern der „Deggendorfer Geschichtsblätter“ ist Andreas Schröck nicht unbekannt. In den Heften 12, 18, 23 und 31 hat er Beispiele für seine Forschungen veröffentlicht, sein Buch über Grattersdorf wurde in Heft 35/2013 besprochen. Besonders der alte Bergbau in Hunding hat es ihm angetan. Nachdem er 1991 in unseren Geschichtsblättern das erste Mal darüber informierte, liegt nun ein schönes Buch über das gleiche Thema vor. Mitgewirkt hat der Mineraloge Andreas Weber, der seit 1987 an der Erforschung und Freilegung des Stollensystems in Hunding beteiligt war.

Dessen geschichtlichen und mineralogischen Ausführungen über das Mineral Blei, das wohl die Menschen als erstes Metall aus Erz geschmolzen und verarbeitet haben (S. 85–98), sowie über die geologischen Voraussetzungen in Hunding „mit seiner Blei-Zinkvererzung“ (99–113) hätte man vielleicht als Einführung an den Anfang des Buches stellen sollen. Weber versteht es gut, die Fachbegriffe auch dem Laien verständlich zu machen, denn nicht jeder kam mit „pleistozänem Blockschutt und Fließerdien“ etwas anfangen. Interessant sind auch seine Ausführungen über die im Hundinger *Emanuelstollen* vorhandenen Erzminerale, von denen sich nur wenige Beispiele in historischen Sammlungen finden, darunter in der der Theologischen Fakultät der Universität Passau. Die Stücke, die Mathias Flurl 1792 in Hunding fand, sind verschwunden, nur ihre Beschreibung hat sich erhalten (107). Auch die Liste mit der Erklärung der bergmännischen und geowissenschaftlichen Fachausdrücken liest man mit Interesse (109–111).

Auf 70 Seiten hat Andreas Schröck seine Quellen über den Hundinger Bergbau verarbeitet. Wann die Erzvorkommen hier entdeckt wurden und man mit seinem Abbau begann, ist unbekannt. Der erste urkundliche Hinweis stammt aus dem Jahr 1562, als Herzog Albrecht V. seinem Hengersberger Pfleger Burghart von Tannberg zu Auroldmünster und Offenberg die Genehmigung erteilte, *zu Hundtern im Mitterfeld an den Puechschaider Wald* nach Silber und Blei zu suchen. In dieser Urkunde erfahren wir auch, dass es schon eine *Sankt Urbanszeche* gab. Der Herzog besaß das sog. Bergregal, das nur ihm erlaubte, nach kostbaren Metallen zu suchen. Die Urkunde ist mit den wichtigsten Angaben zur Verleihung in lesbarer Größe abgebildet und transkribiert.

Die nächsten Nachrichten haben wir erst aus dem 18. Jahrhundert, als der bekannte Geologe Mathias Flurl u. a. in seiner bekannten *Beschreibung der Gebirge von Baiern und der oberen Pfalz* (München 1792) auch über den Hundinger Bergbau berichtet. Ein aufschlussreicher *Gruben Riß* aus Flurls Hand hat sich erhalten. Flurl verdanken wir auch die Kenntnis über die bergbaulichen Aktivitäten in den Jahren nach 1700 und 1735, die der Spanische bzw. Österreicherische Erbfolgekrieg offenbar beendete.

Eines der „schillerndsten Kapitel“ der Hundinger Bergbaugeschichte schrieb der Deggendorfer Kleinuhrmacher Anton Golling mit seinem Sohn, der 1762

begann, *nach allerlei Mineralien und Erzen* zu schürfen (24). Sein Bruder Johann Heinrich Golling, der spätere Stadtpfarrer von Deggendorf, spielte durch seine aufklärerischen Gedanken eine bedeutende Rolle in der unrühmlichen Geschichte der Deggendorfer „Gnad“, auch wenn er mit seinen Freunden versuchte, durch die Alchemie Silber und Gold zu erzeugen. Dies wurde auch in dem Prozess gegen ihn verwendet. Weniger von den rationalen Gedanken der Aufklärung beeinflusst, versuchte Anton Golling mit dem „Berg- oder Erdspiegel“ Erze in Hunding aufzufinden, ein optisches Gerät, mit dem man angeblich in die Erde schauen konnte. Dessen Gebrauch verbot allerdings das Kloster Niederaltaich als Grundherr von Hunding (34f.). Ein Exkurs erinnert an die tragische Geschichte des Stadtpfarrers Golling und seiner Freunde. 1791 stellte ein Schreiben aus dem *Consillio metallurgico*, dem Bergamt München, fest, wie Golling den Bergbau betrieb, sei *unschicklich und verderblich* (nicht „unsittlich“, S. 44). Trotzdem wollte man ihn noch eine Zeit *fortwühlen* lassen, da die Betreiber von selbst aufhören würden, da sie keinen Gewinn machten. Tatsächlich wurde der Betrieb um 1799 beendet. Auch der Neffe des Stadtpfarrers hatte kein Glück, da er offenbar wenig vom ordentlichen Bergbau verstand.

Das 19. Jahrhundert sah die Gründung einer *Königlich-Gewerkschaftlichen-Bley-Bergbau Hunding* – Gesellschaft (1815), die nur vier Jahre bestand, da der Abbau nicht rentabel war: man hatte 4824 Gulden ausgegeben, aber nur 239 Gulden eingenommen!

Die „goldenen Zeiten“ begannen Anfang der 1880er-Jahre, als der Berliner Rentier Gustav von Moisy und der Ingenieur Ernst Wunibald von Voithenberg aus Passau die *Wunibald-Zeche* sowie weitere Zechen in Hunding und den Gemeinden Grattersdorf, Nabin, Oberaign, Schöfweg und Wising eröffneten. Über den Bergbau in den letztgenannten fünf Orten ist bisher nichts bekannt.

Dass der Autor Moisis „schillernde Persönlichkeit“ bis in die Staatsarchive Potsdam und Meinigen, das Stadtarchiv Halberstadt und Berliner Adressbüchern intensiv erforschte, ist bei seiner genauen Arbeitsweise selbstverständlich.

Im 20. Jahrhundert war es trotz verschiedener Untersuchungen still um den Bergbau in und um Hunding. Und „heute lebt der Hundinger Bergbau nur noch in der Erinnerung der Bevölkerung fort“ (79), die neben dem Tourismus auch vom „größten Countryfest in Ostbayern“ und einer „Arbeitsgemeinschaft Hundinger Goldbergbauern“ gepflegt wird, auch das eigens komponierte Lied *Hunding, the gold-digger-town* besingt die vergangenen Zeiten...

In einem weiteren Kapitel beschäftigen sich die beiden Autoren mit der Geschichte der Freilegung der alten Stollen und Schächte seit 1987, mit der Auswertung von Bergbauspuren, Ort- und Flurnamen, mündlichen Überlieferungen und verschiedenen Methoden zur Untersuchung von alten Stollen, genauso gut lesbar und aufschlussreich wie die übrigen Forschungsergebnisse.

Die beiden Autoren haben mit ihrer Geschichte der *Gold- und Silberfundlager* im Landkreis Deggendorf ein wichtiges Buch zur bayerischen Sozial- und

Wirtschaftsgeschichte veröffentlicht, das weit über den lokalen oder regionalen Rahmen hinausgeht und eine weite Verbreitung erfahren sollte. Es ist ein ausgezeichnetes Beispiel für „Heimatgeschichte auf wissenschaftlicher Grundlage“. Das zeigen die ausführlichen Quellen- und Literaturverzeichnisse, die nach jedem Kapitel gedruckt sind (82–85, 98, 112f., 136). Man hätte sie besser zusammengefasst an das Buchende stellen sollen, hemmen sie doch nicht nur den Lesefluss, sondern wiederholen auch mehrfach die verwendete Literatur. So stehen alle auf S. 98 genannten Werke auch auf S. 112f. Schröcks Beitrag über den Hundinger Bergbau in den Deggendorfer Geschichtsblättern 12, 1991, fehlt in seinem Literaturverzeichnis; auf S. 113 werden zwar die Geschichtsblätter genannt, es fehlen jedoch sein Name und der Titel des Beitrages.

Bei einem Buch mit diesem hohen wissenschaftlichen Standard hätte Andreas Schröck ruhig mehr Selbstbewusstsein zeigen dürfen und nicht auf Anmerkungen im Text verzichten sollen. Hier hätte man bequem auf die verwendeten Quellen in Kurzform verweisen können, entweder als Fußnote oder als Endnote am Schluss des Buches nach dem Verzeichnis der Quellen und Literatur. Die kleinen hochgestellten Zahlen unterbrechen nicht den Lesefluss, man kann sie bequem übergehen, wenn man sich nicht dafür interessiert. Und da sich dieses Buch nicht nur an die Hundinger oder die Bewohner des Landkreises Deggendorf wendet, darf man auch diesen wissenschaftlichen Anspruch erfüllen.

Jedenfalls ist man gespannt auf die nächste Veröffentlichung von Herrn Schröck und wünscht sich, dass es in jeder Gemeinde einen solchen „Heimatgeschichtler“ gäbe.

Johannes Molitor

Friedemann Fegert, „Ihr ghönt es Eich gar nicht vorstelen wie es in Amerigha zu ged.“ Auswanderung aus den jungen Rodungsdörfern des Passauer Abteiland nach Nordamerika seit der Mitte des 19. Jahrhunderts, Freyung 2014 (zweite, überarbeitete und erweiterte Auflage), 539 Seiten, zahlreiche Abbildungen und Tabellen, ISBN 978-3-942509-42-8, 29,90 Euro

Manche Bücher haben kuriose Entstehungsgeschichten, und dennoch (oder vielmehr gerade deswegen) möchte man sie auf gar keinen Fall missen. Vorliegendes Buch fällt in genau diese Sparte: Der Verfasser ist weder Historiker noch Abteilandler, ja nicht einmal Bayer, sondern promovierter Kulturgeograph, Gymnasiallehrer, Fortbilder für „Projektkompetenz unter Einsatz neuer Medien“ an der baden-württembergischen *Landesakademie für Fortbildung und Personalentwicklung an Schulen* – und dabei, nota bene, auch noch ausgewiesener Emergenz-Meier-Experte¹. Was einst mit der Suche nach einem ansprechenden Urlaubsziel für seine Familie begonnen hatte, mündete vor etlichen Jahren in ein ansprechendes Werk zur Migrationsgeschichte, das kürzlich neu aufgelegt wurde und auf weitaus mehr als nur exemplarische Weise aufzeigt, wie die Auswanderung aus dem Passauer Abteiland entstand, wie sie

sich abspielte und entwickelte. Deduktiv und induktiv im Zugang zugleich eröffnet es eine Reihe von Ansätzen, die sowohl das Allgemeine als auch das Besondere dieses Raumes hervorheben, welcher sich insofern doch wieder als ein kleiner „Sonderfall“ entpuppt, als die für die Untersuchung ausgewählten 29 Ortschaften und Raumreuten des Passauer Abteillandes selbst das Ergebnis von Zuwanderung „aus den Gunsträumen in der Donauniederung in die unwirtschaftlichen Höhen des Bayerischen Waldes“ (S. 31f) gewesen waren, die sich dann im 19. und frühen 20. Jahrhundert aufgrund ihres mittlerweile nicht mehr weiter vorhandenen Expansionspotentials als (die Metapher sei erlaubt) „bester Nährboden“ gerade für die Abwanderung in die USA erwiesen. Fegerts umfassende Studie ist im Wesentlichen zweigliedrig angelegt: In einem ersten Teil widmet sie sich nach einer kurzen Darstellung der Siedlungsgeschichte des Abteillandes der Auswanderung von dort nach Amerika in all ihren Facetten (46–179), in einem zweiten, umfassenden Hauptteil stellt sie dann das Leben der „Siedler aus dem hinteren Bayerischen Wald“ in der „Neuen Welt“ vor (180–408).

Den Anfang der großangelegten Auswanderung in die Vereinigten Staaten bildete der seit 1836 zwischen diesen und dem Königreich Bayern verhandelte Freizügigkeitsvertrag des Jahres 1845. Dass dieser Umstand nicht nur für »den Wald« von Interesse war, sondern auch für den engeren Raum Deggendorf, ergibt sich aus der auf S. 57 aufgeführten Tabelle über die Ein- und Auswanderung in Niederbayern, der zufolge allein zwischen 1844/45 und 1850/51 58 Einwohner des Landgerichts Deggendorf das Königreich Bayern verließen, 33 davon in Richtung Amerika. Die für unseren heutigen Landkreis ebenfalls einschlägigen Landgerichte Hengersberg und Osterhofen weisen zeitgleich zusammen 47 Auswanderer auf, wovon 12 die USA zum Ziele hatten – zu einem Zeitpunkt, als die Abteilländler noch gar nicht über den großen Teich schielten, obwohl „die Amerika-Auswanderer in Niederbayern insgesamt schon die Hälfte aller Auswanderer ausmach[t]en“ (58). Mitte der 1850er Jahre jedoch ziehen sie umso schneller nach, und zwar nicht ausschließlich – wie eigentlich zu erwarten wäre – aus wirtschaftlichen Erwägungen: Neben solchen spielten auch die herbeigesehnte „persönliche und staatliche Freiheit“, die meist „schönfärbenden Berichte in Zeitungen und Privatbriefen“, die „kritiklose Einschätzung der Verhältnisse in Amerika“ und die „Hoffnung auf eine menschenwürdige Existenz“ sowie mitunter die bloße „Lust auf Veränderung“ (85) eine entscheidende Rolle. Nicht selten scheinen außerdem Verschuldung, die Aussicht auf eine Familiengründung, Flucht vor Bestrafung oder Militärdienst und uneheliche Vaterschaften unter den Emigrationsgründen auf, obwohl die landesweit veröffentlichten staatlichen Vorgaben für eine Auswanderungsbewilligung solchen Umständen diametral entgegenstanden (vgl. Auflistung auf S. 122). Bestärkt wurde der Entschluss zur Auswanderung auch maßgeblich durch die Gruppendynamik, einen Vorgang, den Fegert als „Kettenwanderung“ (116–119) bezeichnet: Die Emigration erfolgte meistens in Schüben, welche oft ganze Familienzweige und Nachbarschaften auf dem Weg nach

»drüben« vereinte. Unterstützt, ja geradezu umworben wurden die von der zeitweise grassierenden „Auswanderungssucht“ (131–142) infizierten Waldler in der Regel von eigens hierfür mit einer staatlichen Konzession versehenen Unteragenturen der großen Schifffahrtslinien in Hamburg, Bremen, Rotterdam und Antwerpen, die in jedem Bezirksamt bzw. sogar Amtsbezirk vorhanden waren und die Passage organisierten (142–179).

Erst einmal in der Neuen Welt angekommen, hatte diese nicht immer das parat, was die Einwanderer von ihr erwartet hatten. Oftmals gleich bei ihrer Ankunft in die Arme von Betrügern geworfen, konnten sie sich seit der Mitte des 19. Jahrhunderts zunehmend auf die Hilfe von Komitees und Vereinen wie etwa den „Deutschen römisch-katholischen Centralverein“ verlassen, der sich dann beispielsweise von den USA aus mit der Passauer Bistumsleitung darüber ins Benehmen setzte, dass man schon in der alten Heimat „würdigen Auswanderern nach Nordamerika“ Empfehlungsschreiben für den Verein mit auf den Weg geben möge. Auch der von König Ludwig I. initiierte „Ludwig-Missionsverein“ sowie die Klostergründung St. Vincent des einstigen Mettener Konventualen P. Bonifaz Wimmer OSB in Pennsylvania schrieben sich die religiöse und kulturelle Betreuung der bayerischen Einwanderer auf ihre Fahnen (215f). Nach ihrer Einreise verteilten sich die Abteilandler, wie Fegert aufzeigt, auf mehrere Bundesstaaten; ihre unterschiedlichen Lebensgeschichten werden ausführlich in all ihren Höhen und Tiefen dargestellt (301–358). Wer sich ein lebensnahes Bild von den damaligen Umständen beim Aufbau einer neuen Existenz machen will, wird auf diesen Seiten voll auf seine Kosten kommen. Die Geschichte der Immigration mitsamt ihren kulturellen Umbrüchen, Anpassungen und Verwerfungen (358–378) gewinnt hier deutlich an Konturen und erhält durch die beigefügten Fotografien buchstäblich ein Gesicht, oder treffender: zahlreiche Gesichter, die den Leser direkt adressieren und zum Mitfühlen anregen. Abgerundet wird dieser Teil durch ein Extra-Kapitel über „Emerenz Meier in Chicago“ (379–405), das den vielen Auswandererschicksalen – passend amerikanisch – eine »VIP« zur Seite stellt. Der Vergleich zwischen ihren eher »poetisch-intellektuellen« Erfahrungen und denen der anderen, einfacher gestrickten Migrantinnen aus dem Wald kann und will zu etlichen Gedankenspielen anregen.

Ob das »Versprochene Land« der Pilgerväter nun aber „Paradies“ oder „Hölle“ (406–409) für die Neuankömmlinge war, wie sehr sie sich mit den ungeahnten Aufstiegsmöglichkeiten einer materiell ausgerichteten Welt und mit der damit einhergehenden Ellbogenmentalität anzufreunden wussten – wer kann das letztlich schon so genau wissen? Zu keinem Zeitpunkt gaukelt der Autor eine lineare Welt vor, die nach dem Prinzip von Ursache und Wirkung bis zur letzten Konsequenz erklärbar ist, und so fügt er am Schluss auch zwei kurze Kapitel über die Rückwanderung in den Bayerischen Wald (409–413) und über Familienkontakte zwischen Auswanderern und Daheimgebliebenen (414–422) an. Nicht jeder Plan im Leben geht auf, und gerade aus dem Scheitern so manchen Lebensentwurfes, wie sich etwa bei der in Chicago verbliebenen

Emerenz Meier oder beim einen oder anderen Rückkehrer beobachten lässt, ergeben sich oft mehr Erkenntnisse über das menschliche Streben nach Glück als aus »gelungenen« Beispielen, die in ihrer Essenz oft mehr an erfolgreiche Laborexperimente erinnern als an ein beseeltes, in seinem Urgrund »freies« Dasein.

Das quellengesättigte Werk Fegerts, der neben den einschlägigen staatlichen und kirchlichen Archiven vor allem private Überlieferung in Form von Memoiren, Briefen und sogar Oral History in großer Menge herangezogen hat, stellt eine arbeitsintensive Pionierarbeit dar. Sie bildet eine gelungene Vorlage für die Weiterführung und Ausweitung der Forschung zur Auswanderung nach Amerika im gesamten Wald, wenn nicht gar im gesamten Niederbayern. Erste vorsichtige Ansätze in diese Richtung liegen bereits vor², so dass man mit einiger Berechtigung hoffen darf, dass eines schönen Tages auch eine wissenschaftlich fundierte (Aus-)Wanderungsgeschichte des 19. Jahrhunderts für das Gebiet des heutigen Landkreises Deggendorf vorliegen wird ...

ANMERKUNGEN

- ¹ Siehe Friedemann Fegert, Emerenz Meier in Chicago. Auswanderung und Leben ihrer Familie in Amerika, Freyung 2014.
- ² Siehe Thomas Paringer, Warum in die Ferne schweifen ...? Wanderung und Auswanderung in Niederbayern im 19. Jahrhundert, in: *Schönere Heimat* 99 (2010), S. 69–74.

Ernst Schütz

Thomas Muggenthaler, Verbrechen Liebe. Von polnischen Männern und deutschen Frauen: Hinrichtungen und Verfolgung in Niederbayern und der Oberpfalz während der NS-Zeit, Viechtach, 3. Auflage 2014, 175 Seiten, ISBN 978-3-929517-48-4, 14,80 Euro

Der Journalist Thomas Muggenthaler, der sich seit Jahren mit dem Schicksal der ausländischen Zwangsarbeiter in Bayern während der NS-Zeit beschäftigt, hat in seinem 2010 in erster Auflage erschienenen Buch „Verbrechen Liebe“ ein besonders erschütterndes Kapitel dieser Problematik behandelt: die Hinrichtungen polnischer Zwangsarbeiter und die Verfolgung deutscher Frauen wegen verbotener Liebesbeziehungen zwischen ihnen. Verantwortlich dafür war die Gestapo Regensburg, die für die damalige Bayerische Ostmark, in der Niederbayern und die Oberpfalz administrativ zusammengefasst waren, zuständig war.

In der Einleitung seines Buches ordnet Muggenthaler den zwangsweisen Einsatz von Millionen Fremdarbeitern aus Polen und aus der Sowjetunion in die Kriegswirtschaft des Nazireiches ein und zeigt die Probleme, die sich daraus für die nationalsozialistische Rassenideologie ergaben. Durch den massenhaften Einsatz in der Landwirtschaft – die Zwangsarbeiter lebten auf den Bauernhöfen – war die totale Trennung „minderwertiger Fremdvölkischer“ von den „Ariern“ nicht möglich. Unter den jungen Leuten – polnische Männer und deutsche

Mädchen – konnten persönliche, intime Kontakte nicht ausbleiben. Mit den so genannten Polen-Erlassen und anderen Maßnahmen versuchten die nationalsozialistischen Machthaber Geschlechtsverkehr zwischen Deutschen und Polen zu verhindern. Polnischen Zwangsarbeitern wurde die Todesstrafe angedroht, wenn sie mit deutschen Frauen sexuelle Beziehungen aufnahmen. Die deutschen Frauen wurden öffentlich gebrandmarkt, ins Gefängnis geworfen und meistens danach ins Frauen-KZ Ravensbrück verbracht.

An Hand von Archivmaterialien aus der NS-Zeit, von Gerichtsakten der Nachkriegszeit und zahlreichen Befragungen von Zeitzeugen sowie von Verwandten und Nachkommen der Verfolgten stellt Muggenthaler 28 erschütternde Einzelschicksale vor. Während vier dieser Unglücklichen, darunter ein Ukrainer, im KZ starben, wurden 22 von ihnen im Rahmen von „Sonderbehandlungen“ zwischen dem 18. April 1941 und dem 12. April 1943 in der Nähe ihrer Arbeitsstätte hingerichtet. Auch zwei der beteiligten Frauen kamen im KZ Auschwitz um. Die beigegefügte Übersichtskarte zeigt, dass es sich hier nicht um Einzelfälle, sondern um ein flächendeckendes System von brutalen Verfolgungen handelte. Wurden Fälle von Beziehungen zwischen Polen und deutschen Mädchen bekannt, waren sie der Polizei anzuzeigen, die sie an das Landratsamt weitermeldete. Von dort ging die Mitteilung an die Gestapo Regensburg, die sich vom Reichssicherheitshauptamt in Berlin Anweisungen holte, wie mit den Verdächtigen zu verfahren war. Muggenthaler zeigt, wie reibungslos diese Übermittlungskette funktionierte. Es war oft nicht festzustellen, wer der ursprüngliche Denunziant war.

Es gab für die Exekutionen keine gerichtlich bestätigten Todesurteile. Hinrichtungskommandos aus den Konzentrationslagern Dachau bzw. Flossenbürg kamen in die Dörfer, wo die polnischen Zwangsarbeiter, die sich im Sinne der Nürnberger Rassengesetze durch ihre Liebesbeziehungen zu deutschen jungen Frauen in den Augen fanatischer Nationalsozialisten schuldig gemacht hatten, als Landarbeiter eingesetzt worden waren. Sie hatten transportable Galgen dabei. Der menschenfeindliche Zynismus des NS-Staates zeigte sich auch darin, dass die Hinrichtungskommandos aus privilegierten KZ-Häftlingen gebildet wurden. Unter der Aufsicht von SS-Leuten mussten sie den Hängersdienst durchführen: den Todeskandidaten die Schlinge um den Hals legen und den Boden unter ihren Füßen öffnen, damit sie starben. Sie hatten auch die Leichen abzutransportieren. An manchen Tagen wurden aus Gründen der Effektivität gleich mehrere Hinrichtungen an verschiedenen Orten vorgenommen, so am 10. März 1942 in Münchshöfen, Landkreis Straubing-Bogen und in Deutenkofen, Landkreis Landshut. Am 3. September 1942 führte ein Hinrichtungskommando zuerst in Schafberg bei Furth im Wald eine Exekution durch. Die zweite Hinrichtung am selben Tag fand in Neuern (Nýrsko) bei Markt Eisenstein statt, das 1938 mit dem Münchner Diktat aus der Tschechoslowakei herausgelöst und der Bayerischen Ostmark angeschlossen worden war. Am 13. November vollstreckte das Hinrichtungskommando zwei Todesurteile im Landkreis Kelheim.

Muggenthaler bringt Beispiele aus zehn Landkreisen. Auch der Landkreis Deggendorf ist vertreten, und zwar zweimal mit demselben Dorf Zolling, heute ein Ortsteil von Auerbach. Es ist erschütternd, wie auch in unserer näheren Heimat die nationalsozialistische Herrschaft Menschen dazu brachte, das Lebensglück junger Menschen zu zerstören und Kinder ihrer Väter und oft auch ihrer Mütter zu berauben.

In Zolling wurde am 27. August 1942 Stanislaw Strychalski hingerichtet, weil er und die Tochter des Ortsbauernführers ein Liebesverhältnis hatten. Das Hinrichtungskommando kam aus Rain im Landkreis Straubing-Bogen, wo es am Vormittag eine erste Exekution durchgeführt hatte. Als die junge Frau schwanger wurde, zeigte ihr Vater den Polen bei der Gendarmerie in Hengersberg an. Dass auch seine Tochter von Anfang September bis Mitte November 1941 im Gefängnis Deggendorf inhaftiert wurde, hatte er wohl nicht erwartet. Dem Sohn von Strychalski, der nicht in Zolling aufwuchs, wurde bis zu den Recherchen Muggenthalers niemals die Wahrheit gesagt. Es hieß, sein Vater sei im Krieg gefallen, wohl um den Jungen vor bösen Nachfragen fremder Menschen zu verschonen.

Ein knappes Vierteljahr später, am 12. November 1942, wurde in Zolling erneut ein Todesurteil vollstreckt. Auch diesmal kam das Hinrichtungskommando von einer vorhergehenden Exekution in Nittenau. An derselben Stelle am Waldrand bei Goidert, an der Strychalski aufgehängt worden war, erlitt Micha Kycia das gleiche Schicksal. Es hatte nichts genützt, dass er seine Freundin heiraten wollte. Sie wurde über acht Monate im Deggendorfer Gefängnis festgehalten und dann in das Frauen-KZ Ravensbrück eingeliefert, aus dem sie erst im Februar 1945 befreit wurde. Das Gefängnis Deggendorf war übrigens auch Durchgangstation für eine junge Frau aus Zachenberg im Landkreis Regen. Kycia hatte bereits einen einjährigen Leidensweg hinter sich. Über die Gefängnisse Regensburg, München und Straubing wurde er in das KZ Flossenbürg gebracht. Von dort transportierte ihn ein Hinrichtungskommando unter Begleitung von drei SS-Leuten und dem Lagerarzt nach Zolling. Die in der Gegend eingesetzten polnischen Zwangsarbeiter mussten der Exekution zuschauen. Ebenso wurden Amtsinhaber zur Teilnahme aufgefordert. Der damalige Deggendorfer Landrat Franz Seyfferth hat nach eigener Aussage nicht an den Hinrichtungen teilgenommen, die „Empörung unter der Landbevölkerung ausgelöst“ hätten (S. 113).

Die Verbrechen in Zolling blieben ungesühnt. Einer der an der Hinrichtung beteiligten Häftlinge, ein Blockältester im „Russensblock“ des KZ und wegen seiner Grausamkeit „Iwan der Schreckliche“ genannt, wurde zwar 1947 zu 20 Jahren Haft verurteilt, kam aber nach fünfzehn Jahren schon wieder auf freien Fuß. Der Lagerarzt Dr. Alfred Schnabel, der den Tod des Gehängten festgestellt hatte, konnte 1950 in Köln eine Arztpraxis eröffnen. Der für die Hinrichtungen zuständige Leiter der Politischen Abteilung im KZ Flossenbürg Wilhelm Fassbender, wurde 1962 mit der fadenscheinigen Begründung „außer Verfolgung gesetzt, da ihm ein sicheres Wissen um den verbrecherischen

Zweck der Exekutionsbefehle nicht ausreichend bewiesen werden konnte“ (114). Auch die Verantwortlichen der Gestapo Regensburg wurden nach 1945 nicht verurteilt.

Nur zwei überlebten die Verfolgung, weil sie für die „Eindeutschung“ vorgesehen waren, die für „rassisch wertvolle Elemente“ fremder Völker im Ausnahmefall möglich war. Stanislaw Mlynarski z. B., der die Frau liebte, die ihm im Januar 1942 ein Kind gebar, wurde wie die anderen auch verhaftet, aber durch einen menschlich denkenden Leiter der Polizei in Kelheim nach einem halben Jahr aus dem Gefängnis entlassen. Er hatte das Glück, ein rassisches Eideutschungsverfahren zu überstehen und durfte heiraten. Das Ehepaar musste dann aber die Gegend verlassen und zeitweilig in die Nähe von Dresden ziehen, damit ihr Beispiel keine Schule machte. Die Kinder wurden in der Schule öfter als „Polensau“ beschimpft. Noch schlimmer war es aber, dass ihnen nach 1945 die deutsche Staatsangehörigkeit aberkannt und erst nach längeren Bemühungen wieder verliehen wurde.

Die Ausführungen Muggenthalers werden durch die Abbildung von Dokumenten untermauert. Wo es möglich war, gab er mit Fotos den Hingerichteten ihr Gesicht wieder. Der Leiter der KZ-Gedenkstätte Flossenbürg, Jörg Skribeleit, kommentiert bestürzende Fotodokumente über eine Hinrichtung, die sich im KZ Flossenbürg erhalten haben. Ein US-Soldat, der an der Befreiung des Lagers beteiligt war, hatte diese fünf Fotos gefunden und sie mit dem Kommentar versehen: „Ein normales Ereignis im Konzentrationslager Flossenbürg im Zweiten Weltkrieg“. Diese von einem SS-Mann aufgenommene Fotoserie zeigt den Verlauf einer Hinrichtung, wie sich an den Arbeitsorten der polnischen Zwangsarbeiter vielfach zugetragen hat.

Mit der Aufarbeitung dieser in den Gemeinden, aber auch in den Familien der Betroffenen häufig verdrängten schrecklichen Vorgänge hat Muggenthaler einen wertvollen Beitrag zur Auseinandersetzung mit den Verbrechen des Nationalsozialismus geleistet. Sein sachlich und berührend geschriebenes Buch ist eine eindringliche Mahnung, bei menschenverachtenden Taten nicht wegzuschauen und allen Ansätzen rassistischer, fremdenfeindlicher Ideologie auch in der Gegenwart entgegenzutreten.

Lutz-Dieter Behrendt

Stefan Rieder, Vom Armenhaus zur Aufsteigerregion. Der wirtschaftliche und gesellschaftliche Strukturwandel in Niederbayern und dessen kulturelle Deutung (1949–2008) (Heimat Niederbayern 1), Regensburg 2015, 126 Seiten, ISBN 978-3-939112-55-6, 16,00 Euro

Er dürfte wohl noch auf so manchem Bücherregal unserer älteren Vereinsmitglieder zu finden sein: der vom Bezirk Niederbayern seit 1963 in mehreren Auflagen herausgegebene Band „Niederbayerische Heimat“ aus der Feder des Landshuter Kulturhistorikers und ersten Bezirksheimatpflegers Hans Blei-

brunner (1927–1994). Versehen mit den Unterschriften des Klassenlehrers, des Oberbürgermeisters und des Schulleiters (in eben dieser Reihenfolge) wurde er an alle Schüler der Volksschulen, der „Mittelschulen“ von einst sowie der höheren Schulen im Regierungsbezirk als Ehrengabe zum Schulabgang überreicht. »Der Bleibrunner« war zugleich »die Geschichte« Niederbayerns. Unter Kennern der Materie gab es freilich seit den 1980ern daneben auch »den Pietrusky«, der den Blick vom bisherigen kulturgeschichtlichen Fokus weg- und auf eine punktgenaue geographische Analyse zur Sozialstruktur hinlenkte, sowie darüber hinaus Gerald Hubers „Kleine Geschichte Niederbayerns“, die sich 2007 als „erste kompakte und zugleich spannende Darstellung der Geschichte Niederbayerns von den Anfängen bis heute“ der Öffentlichkeit präsentierte. Eine entweder über den vornehmlich deskriptiven, den thematisch spezialisierten oder auch über den in der Praxis am leichtesten umsetzbaren exemplarischen Ansatz deutlich hinausreichende Betrachtung der „niederbayerische[n] Tradierung im Spannungsfeld von rückblickender Idyllisierung, verzerrender Historisierung und emanzipiertem Erkenntnisinteresse“ (S. 103) jedoch liefert erst vorliegendes Werk Stefan Rieders, welches 2014 am Institut für Bayerische Geschichte der LMU München als Diplomarbeit eingereicht wurde und den ersten Band einer neuen Reihe bildet, die im Auftrag des Bezirks Niederbayern von Bezirksheimatpfleger Maximilian Seefelder herausgegeben wird. Der Autor selbst, 30 Jahre jung, ist Kreisheimatpfleger des Landkreises Landshut, wodurch seine Studie auch eine Art Nabelschau ist, die nicht nur den Stand der niederbayerischen Heimatgeschichte, sondern auch der Heimatforschung und –pflege der letzten Jahrzehnte auf den Prüfstand stellt und dabei eine Selbstverortung vornimmt.

Auch wenn sich der Titel etwas reißerisch gibt, so steht er doch fest auf dem Boden der Überlieferung: Es war der Mettener Absolvent, Priester und nachmalige Landrat des Landkreises Rottenburg an der Laaber Wolfgang Prechtl (1883–1964), der 1949 im Landtag den Begriff vom „Armenhaus Bayerns“ geprägt hatte – eben jener Wolfgang Prechtl übrigens, auf den die Formulierung zurückgeht, wonach sich das bayerische Volk nach dem letzten Krieg „eingedenk seiner mehr als tausendjährigen Geschichte“ eine demokratische Verfassung gegeben habe (*Präambel der bayerischen Verfassung* vom 2. Dezember 1946). Wirtschaftsminister Erwin Huber drückte dem Regierungsbezirk 69 Jahre später das genau gegenteilige Etikett einer „Aufsteigerregion“ auf: Wie aber hatte es zu einem derartigen Wandel in der Auffassung kommen können?

Wiewohl diese Frage ganz offensichtlich nach einem „wirtschaftshistorischen Ansatz“ verlangt, gibt Rieder gleich in seiner Einleitung zu bedenken, dass jegliche „ökonomische Dynamik“ mit „gesellschaftlicher Dynamik“ korrespondiere, wie etwa „die 2008 erfolgte Wahl eines 24-jährigen, homosexuellen, evangelischen SPD-Politikers zum Bürgermeister der Bayerwald-Gemeinde Bodenmais im Herzen des ‚katholischen Schwarzlandes‘ Niederbayern“ mehr als trefflich belege (12). Der Blick auf den – vergleichsweise gar nicht so langen – Aufstieg Niederbayerns zur Wohlstandsregion müsse sich deshalb nicht nur

mit dem wirtschaftlichen, sondern auch mit dem gesellschaftlichen Strukturwandel und „dessen kultureller Deutung in der Periode zwischen 1949 und 2008“ befassen (13). Nach einer zwölfseitigen Darstellung der Ausgangslage des Jahres 1949 und ihres historischen Hintergrunds, welchen der Verfasser bis zur formalen Gründung des Kreises Niederbayern im Jahr 1837 zurückreichen lässt, zeigt Rieder also in einem ersten Hauptteil den Strukturwandel innerhalb des bezeichneten Zeitraums auf (27-65), bevor er sich anschließend mit den damit einhergehenden niederbayerischen Identitäten auseinandersetzt.

Der Strukturwandel beruht laut Rieder auf zahlreichen unterschiedlichen Faktoren, von denen im Bereich der wirtschaftlichen Entwicklung vor allem die Erwerbstätigenstruktur, die Arbeitslosigkeit, die Landwirtschaft, die Industrie und der Tourismus hervorgehoben werden. Durch die allein bis 1946 über 250.000 ansässigen Heimatvertriebenen und Flüchtlinge vor eine enorme Herausforderung gestellt, veränderte sich nicht nur die heimische Wirtschaft, sondern auch der Begriff von der eigenen Heimat in nur relativ kurzer Zeit nachhaltig. Hervorzuheben sei in diesem Prozess etwa die Ansiedlung des BMW-Werks in Dingolfing in den 70er Jahren, wo heute rund 17.500 Beschäftigte arbeiten und den bäuerlichen Charakter ihrer Dörfer gegen die globalen Belange der „heimischen“ Automobilindustrie eingetauscht haben. Solche gesellschaftliche Transformationsprozesse beleuchtet Rieder auch anhand des religiösen Lebens, der Raum- und Bevölkerungsstruktur sowie der geopolitischen Lage Niederbayerns vor allem seit dem Ende des Kalten Krieges. Zu den politisch-staatlich forcierten Veränderungsprozessen rechnet er die Gebietsreform, den Ausbau des Autobahnnetzes sowie der Wissenschafts- und Hochschullandschaft, und sogar die Wahlergebnisse der vergangenen Jahrzehnte werden abschließend analysiert, um „die strukturelle Stärke oder auch Schwäche einzelner Parteien zu ermitteln und daraus auch Rückschlüsse auf gesellschaftliche Entwicklungen zu ziehen“ (63).

Den spannendsten Teil der Untersuchung bildet jedoch eindeutig der zweite Hauptteil (S. 66–96). Dieser erläutert, wie die Menschen mit dem vorab skizzierten Wandel umgingen und auf welche Weise sie sich fortan mit ihrer „Heimat“ identifizierten – oder eben auch nicht. Während man sich nämlich mit dem Nachkriegs-Konstrukt einer historischen staatlichen Kontinuität Niederbayerns (bzw. des „Unterlands“) vom Spätmittelalter bis heute bestens anfreunden hatte können, wollte der eher (kultur-)geographische Begriff „Ostbayern“ nie wirklich verfangen, obwohl ihn sogar landes- und heimatgeschichtliche Institutionen wie der Passauer „Verein für Ostbairische Heimatforschung“ oder der Regensburger „Arbeitskreis Landeskunde Ostbayern“ bis heute benutzen. Nicht minder ambivalent gestaltete sich nach Rieder die Identifizierung mit der „Erfolgsstory“ der „Aufsteigerregion“ einerseits und die Wahrnehmung des beschriebenen Strukturwandels als kulturelle „Verlustgeschichte“ andererseits. Und auch letztere Sichtweise lasse sich nicht unbedingt als eine einheitliche Sehnsucht nach der „guten alten Zeit“ begreifen, sondern müsse vielmehr als ein „Idyll in der Krise“ betrachtet werden, welches sich u. a.

in Josef Vilsmayers Verfilmung von Anna Wimschneiders Roman „Herbstmilch“ (1986) Ausdruck verschaffte. Erst gegen Ende des Untersuchungszeitraums sei, wie der Autor feststellt, ein „verstärkt sachlicher und differenzierter Umgang mit Niederbayern als Begrifflichkeit, Identitätsfaktor und Raumgröße“ möglich geworden. Bestes Beispiel hierfür bildet nach Meinung des Rezensenten nicht nur das Opus des »niederbayerischen Botschafters« und Kabarettisten Django Asül aus Hengersberg, der in diesem Zusammenhang angeführt wird (93), sondern auch Rieder selbst, dessen hier besprochene Arbeit die beeindruckendsten Früchte dieser vorerst letzten Phase hervorbringt.

Obwohl vorliegende Publikation ohne klassische Archivarbeit entstanden ist und ihre Erkenntnisse vor allem aus Online-Quellen, Zeitschriften und Zeitungen schöpft, wird sie dem Anspruch einer universitären Diplomarbeit vollauf gerecht. Pragmatisch im Vorgehen und wohlstrukturiert im Inhalt zugleich gelingt es ihr, einen straffen Überblick über eine Strukturgeschichte Niederbayerns zu vermitteln, den es so noch nicht gegeben hat.

Ernst Schütz